UNSER HEER

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DES HEERES

2. JAHRGANG . FOLGE 21

BERLIN, 12. OKTOBER 1943

SEIN TREUER KAMERAD

Aufnahme: Uffz. Karl N. Kempter

Mag jeder einzelne Deutsche, ganz gleich, wo er steht, sich dessen bewußt sein, daß von ihm selbst, von seinem Einsatz und seiner Opferbereitschaft die Erhaltung unseres Volkes, das Schicksal und die Zukunft vieler Generationen abhängen

Der Führer in seiner Ansprache an das deutsche Volk am 10. September 1943

WO STEHT DIE SA.?

VON STABSCHEF DER SA. WILHELM SCHEPMANN

Der vom Führer der SA. erteilte Auftrag, das nationalsozialistische Gedankengut durch Vorleben und Tat in das wehrfähige deutsche Mannestum hineinzutragen, hat im Schicksalskampf des deutschen Volkes besondere Bedeutung gewonnen. Die Heereszeitschrift hat darum SA.-Obergruppenführer Wilhelm Schepmann, der mit der Führung der Geschäfte des Stabschefs der SA. beauftragt wurde, gebeten, zu den Fragen, die sich aus diesem Auftrag ergeben, Stellung zu nehmen. Er tut es als alter Soldat, der zu Kameraden spricht. Schon am ersten Weltkrieg nahm Wilhelm Schepmann, der am 17. Juli 1894 in Bark bei Hattingen/Ruhr geboren ist und später als Lehrer in seiner Vaterstadt wirkte, als Kriegsfreiwilliger teil. Der junge Leutnant, Kompanieführer, später Bataillonsadjutant, wurde dreimal verwundet, davon zweimal schwer. Auch in diesem Kriege hat sich Wilhelm Schepmann wieder freiwillig an die Front gemeldet, wo er als Kompanieführer und Ordonnanzoffizier in einem Infanterieregiment Dienst tat. Zwischen diesen beiden Kriegen liegt der kämpferische Einsatz des SA.-Mannes Schepmann. Schon im Jahre 1922 trat er der NSDAP. bei, kämpfte darauf im Ruhrkampf, wurde verhaftet und durch die Besatzungstruppen mißhandelt. Als Sturmführer in Hattingen, später als SA.-Führer im Gau Hessen und Führer der Untergruppe Westfalen-Süd schuf er Seite an Seite mit Viktor Lutze die Voraussetzung für den Aufbau der SA. des ganzen Ruhrgebietes. Aber auch in politischen Ämtern trat er hervor. Die Aufbauarbeit in der SA. fand die verdiente Anerkennung durch seine Ernennung zum Führer der Gruppe Westfalen im Jahre 1932. Im Jahre 1934 übernahm er zunächst die Obergruppe X und darauf die SA.-Gruppe Sachsen. Nun hat ihn der hohe Auftrag des Führers an die Spitze der SA. und damit der stärksten Gliederung der Partei gestellt.

Die Antwort auf die oben gestellte Frage lautet: Die SA. steht inmitten der Partei als ihre stärkste Gliederung und Sturmabteilung im ewigen Kampf für das Reich.

Aus der Partei wuchs das neue Deutschland. Sie ist erst recht im Krieg und für immer die Grundlage und die Kraft des Reichs. Die große und herrliche Aufgabe der SA. nach des Führers Willen ist, den nationalsozialistischen Geist in das wehrfähige deutsche Mannestum hineinzutragen. Die Erfüllung dieser Aufgabe ist von entscheidender Bedeutung für die Zukunft, weil diese nur dann verbürgt ist, wenn die Pflege soldatischer Tugenden stets an erster Stelle steht. Dieser Auftrag kommt aus dem Hoheitsbereich der Partei und wird im Rahmen der Partei vollzogen. Er ist in erster Linie eine Aufgabe der Menschenführung. Nur Nationalsozialisten vermögen ihn mit Erfolg durchzuführen. Wer SA.-Mann sein will, muß zuerst ein ganzer Nationalsozialist sein.

Die SA. steht immer da, wo Feinde gegen das Reich sich erheben. Dieser Kampf ist zugleich das wesentlichste Mittel zur Erziehung ihrer Männer. Zuerst setzte sie sich durch gegen den Terror des jüdischen Marxismus. Das Geheimnis dieses großen, unvorstellbaren Sieges, unter Millionen deutscher Brüder erkämpft, war der unerschütterliche Glaube an den Führer und sein Werk.

Nach dem 30. Januar 1933 begann der zweite Teil ihrer Aufgabe, das gesamte wehrfähige deutsche Mannestum mit der nationalsozialistischen Weltanschauung zu erfüllen, die in ihren Reihen während der Kampfzeit erstandene Wehrgemeinschaft zur Wehrgemeinschaft aller deutschen Männer zu gestalten und sie gegen alle Einflüsse artfremder Zersetzung und alle bürgerliche Bequemlichkeit immun zu machen. Dieser Kampf um die Erneuerung des deutschen Mannestums vollzog sich in der Stille, war aber deshalb nicht weniger bedeutend als der Kampf um die Macht.

Es galt Sturm zu laufen gegen alle Trägheit und Schlappheit, gegen die Restbestände einer alten Auffassung, die die Pflicht zum wehrhaften Einsatz des Mannes allenfalls auf die Zeit seiner aktiven Militärdienstzeit beschränkte. Es mußte der entartete Individualismus überwunden werden, der den einzelnen aus seiner Verpflichtung gegenüber dem Volksganzen herausriß und seine Lebensgestaltung allein in seine private Entscheidung stellte. Aus der nationalsozialistischen Weltanschauung heraus, die die dauernde Wehrbereitschaft des einzelnen zur letzten Konsequenz hat, wurde das in der SA. erstandene politische Soldatentum zur Erziehungsgrundlage für alle deutschen Männer.

Die Stiftung des SA.-Sportabzeichens, die Proklamation der nationalsozialistischen Kampfspiele bei den Reichsparteitagen in Nürnberg und der Reichswettkämpfe der SA., der Erlaß des Führers über die vor- und nachmilitärische Wehrerziehung des deutschen Mannestums durch die SA. und die Erhebung des SA.-Sportabzeichens zum SA.-Wehrabzeichen sind die äußeren Marksteine auf diesem Wege.

So wurde der SA.-Mann durch den Ausbruch des Krieges nicht überraschend getroffen. Er war die Fortsetzung des alten Kampfes und zugleich die höchste Bewährungsprobe. Kennzeichnend dafür ist aus unzähligen ähnlichen Äußerungen von SA.-Männern an der Front folgender kurzer Satz: „Es ist der letzte Kampf gekommen zwischen zwei Welten, für den wir SA.-Männer schon seit Jahren bereit sind."

Drei Viertel der SA. stehen heute vor dem Feind. Sie stellen dem nationalsozialistischen Volksheer einen festen Kern wehrfähiger und militärisch vorgeschulter Soldaten, die ihrem Auftrag entsprechend überall Träger des Wehrwillens und Vorbild an Einsatzbereitschaft sein wollen. Wie einst die Erfolge der Sturmabteilungen in den Erfolgen der Gesamtpartei sichtbar wurden, für die sie kämpften, so zeigen sich heute die Erfolge der durch die SA. durchgeführten nationalsozialistischen Wehrerziehung in den Erfolgen unserer Wehrmacht, in deren Reihen die SA.-Männer in der Uniform des Heeres, der Kriegsmarine, der Luftwaffe und der Waffen-SS kämpfen.

Den Einsatz der SA., aber auch die von ihr gebrachten Opfer an der Front würdigte der Führer durch Verleihung des Namens „Feldherrnhalle" an die aus der 60. Infanteriedivision hervorgegangene Panzergrenadier-Division „Feldherrnhalle", in deren Reihen das SA.-Regiment „Feldherrnhalle" trat.

In den seit Kriegsbeginn aufgestellten Kriegswehrmannschaften der SA. wurden bisher über 2½ Millionen ungediente Freiwillige vormilitärisch ausgebildet und weltanschaulich zu nationalsozialistischen, wehrbereiten Männern erzogen. Der Wehrmacht wird dadurch fortlaufend eine starke Wehrkraftreserve zur Verfügung gestellt. Die Wehrkampftage, die Winterwehr- und Schießwehrkämpfe der SA., an denen sich nicht nur die SA. und ihre Kriegswehrmannschaften, sondern auch die Gliederungen der Partei und die ihr angeschlossenen Verbände sowie Wehrmacht, Waffen-SS, Polizei und Reichsarbeitsdienst beteiligen, geben ein Bild von dieser großen Breitenarbeit und von der inneren nationalsozialistischen Geschlossenheit des deutschen Mannestums. Außerdem wird die schon in Friedenszeiten begonnene Ausbildung von SA.-Führern als Lehr- und Prüfberechtigte für den Erwerb des SA.-Wehrabzeichens fortgesetzt.

Selbstverständlich stehen die wenigen noch in der Heimat festgehaltenen SA.-Männer auf allen Gebieten kriegswichtigen Einsatzes, besonders in der Heimatflak, in der Hilfeleistung bei feindlichen Terrorangriffen, bei der Stadt- und Landwacht, an vorderster Stelle.

So ist die SA. in diesem gewaltigen Kampf wiederum als Gliederung der Partei an der Front des ganzen Volkes. Sie kämpft nicht für eigene Ziele, sondern für den Führer und seine Bewegung und damit für das Reich, das auf der Partei aufgebaut ist und das von ihr seine Kraft erhält. Damit ist auch ihr Verhältnis zur Wehrmacht klar bestimmt. Sie ist weder eine „Konkurrenz" noch ein Ersatz für die Wehrmacht. Sie hat ihren Auftrag von der Partei und führt ihn im Rahmen der Partei durch. Sie ist aber zusammen mit der Wehrmacht der Garant für ein immer wehrfähiges und wehrbereites Volk. SA. und Wehrmacht ergänzen sich in der Erfüllung des einen großen vom Führer gesteckten Zieles.

Die Aufgabe und der Kampf der SA. ist weder zeitgebunden noch zeitbedingt, sondern ewig, wie auch der Kampf um das Leben unseres Volkes immer währen wird. Die Geschichte zeigt an mannigfachen Beispielen, wie auf Epochen der Macht des Reiches Zerfall und Niedergang folgten, weil artfremde Einflüsse im Leben unseres Volkes mächtig wurden.

So wird die SA. auch nach dem Siege weitermarschieren und das im Kampf bewährte deutsche Mannestum in seiner Kraft erhalten und widerstandsfähig machen gegen alle undeutschen Beeinflussungen, die geeignet sein könnten, die nationalsozialistischen und soldatischen Tugenden in unserem Volk zu zersetzen und damit unser Volk schwach und erbärmlich zu machen. Sie wird hierbei mit der politischen Leitung der Partei und allen ihren Gliederungen einen festen Block bilden und dem Reich für die Zeiten der härtesten Bewährung das denkbar tüchtigste Mannestum bereitstellen. Auf vorbildliche Haltung gegründete Autorität, freudige Unterordnung und offene und klare Kameradschaft sollen wie bisher die Erfüllung dieses Auftrags gewährleisten.

Wo steht die SA. heute?

Sie steht, wo sie immer stand und wo sie immer stehen wird: In unbeirrbarer Treue zum Führer, unzertrennlich mit der Partei und ihren Gliederungen verbunden, an vorderster Stelle im Kampf für das Reich in fanatischer Siegeszuversicht, in der geschlossenen Heimatfront eine unbeirrbare Stütze der Front.

GENERALLEUTNANT DITTMAR

Strategische Fehlrechnung

ZU DEN KÄMPFEN AN DER EUROPÄISCHEN SÜDFRONT

Daß das erste große politische und demgemäß auch strategische Ziel der Anglo-Amerikaner seit Beginn ihrer Landung in Französisch-Nordafrika darin bestanden hat, Italien aus der europäischen Kampffront herauszubrechen, ist allzuoft von gegnerischer Seite selbst betont worden, als daß es noch einer Beweisführung darüber bedürfte. Über den Kampf in Tunis, der die Ausgangsbasis für die weiteren Absichten schuf, und die Terrorangriffe auf italienische Städte bis zur Landung auf Sizilien und in Kalabrien haben unsere Gegner einen Weg zurückgelegt, der zwar nicht schnell und auch nicht ohne fühlbare Rückschläge, aber im ganzen doch ohne ernstliche Gefahren zu dem erstrebten Ziele führte. Italien als Ganzes gesehen, schied aus dem Kampfe aus.

Die Einschätzung, die Engländer und Amerikaner dem nichtfaschistischen Italien und den von hier ausgehenden Bestrebungen und Einflüssen zuteil werden ließen, hat sich als richtig erwiesen. Unsere Feinde haben die zahlreichen Kapitel der italienischen Geschichte in ihrem Sinne gedeutet, die immer wieder von einer zum politischen System erhobenen Charakterlosigkeit, von schrankenlosem Opportunismus und fortgesetzter Untreue bestimmter herrschender Schichten künden. Die Tatsache jedoch, daß zahlreiche italienische Verbände um der Waffenehre willen den deutschen Fahnen zu folgen bereit sind, zeigt, daß neben dem Italien des verräterischen Marschalls noch ein anderes, besseres und ehrenhafteres existiert. Die unendliche Erziehungsarbeit, die der Duce an seinem Volk geleistet hat, ist eben doch nicht umsonst gewesen.

Man wird bezweifeln können, daß unsere Gegner bei ihren politischen Spekulationen eine Entwicklung wie diese vorausgesehen und in Rechnung gestellt haben. Sie tritt nach der kühnen Befreiung des Duce noch in ganz anderer Weise als bisher in Erscheinung. Diese Befreiung kommt für unsere Gegner einer verlorenen Schlacht gleich, mindestens auf dem politischen Kampffeld.

Sie dürften nicht weniger enttäuscht gewesen sein über das Versagen derjenigen Teile der italienischen Wehrmacht, die aus mehr oder weniger freien Stücken die Rolle zu spielen suchten, zu der sie das verräterische Spiel Badoglios bestimmt hatte. Wir wissen aus den Bestimmungen der Kapitulation, daß auch diese Pläne mit den englisch-amerikanischen Partnern in allen Einzelheiten abgesprochen gewesen sind. So kann als sicher gelten, daß der italienischen Wehrmacht eine wesentliche Rolle bei der Verfolgung derjenigen Ziele zugewiesen war, die die Anglo-Amerikaner unter Ausnutzung der gegebenen politischen Lage nunmehr auch im Sinne ihrer operativen Zwecke anstrebten. Neben der Entschlußkraft der deutschen Führung und dem Kampfgeist der deutschen Truppen hat hier die politische Zwiespältigkeit großer Teile der italienischen Wehrmacht ein einheitliches Handeln ausgeschlossen. So ist das, was Engländer und Amerikaner in einer Zeit zunächst der Verwirrung, der Zweideutigkeit, des versteckten und schließlich des offenen Verrates auf der Gegenseite in militärischer Hinsicht hätten erreichen können, nicht erreicht worden.

Unsere Feinde werden sich selbst eingestehen müssen, daß die Gunst der Umstände, wie sie sich im Juli ihnen anbot, nun nicht mehr gegeben ist. Wie war damals die Lage? Das fast völlige Schwinden des Kampfwillens auf italienischer Seite war durch die Ereignisse bei den Landungen auf Sizilien, wo neben Scheinwiderstand glattes Überlaufen ganzer Verbände in Erscheinung getreten war, offenbar geworden. An deutschen Truppen aber stand kaum mehr als eine Division einem ungesäumten Vordringen der Anglo-Amerikaner entgegen. Kein Zweifel, daß sie unter diesen Umständen auch weitausgreifende Landungsoperationen an anderen Stellen hätten durchführen können! An Kräften und Mitteln aller Art hätte es dafür nicht gefehlt. Engländer und Amerikaner haben es nicht getan, weil sie sichergehen wollten und weil die Scheu vor dem deutschen Gegner sie zur Vorsicht mahnte. Sie haben wohl auch gezögert, weil sie jedes militärische Risiko für unnötig hielten, nachdem es schien, als würde ihnen Italien als überreife politische Frucht in den Schoß fallen,

Was sich in den vom Gegner nicht genutzten Wochen vollzogen hat, lassen die Kampfereignisse erkennen, die sich inzwischen abgespielt haben. Die Kämpfe auf Sizilien waren kein Finale, wie es sich die Gegner, für den süditalienischen Raum wenigstens, gedacht haben mögen, sondern ein Auftakt zu neuen Kämpfen. Das Übergehen britischer Divisionen über die Straße von Messina auf die Südspitze Kalabriens zu verhindern lag nicht in unserer Absicht. Hier, in der Spitze des italienischen „Stiefels", die jeder Umfassung über See ausgesetzt ist, kam nur hinhaltender Widerstand in Frage. Wie unsere Nachhuten sich dieser Aufgabe bisher entledigt haben, beweist das langsame Vorrücken des Gegners nach Norden.

Noch kann über die hier entbrannte Schlacht abschließend nicht gesprochen werden. Aber schon heute läßt sich sagen, daß die Landung dort für unsere Gegner einen anderen, härteren und schwierigeren Charakter angenommen hat, als die bisherigen Operationen ihn in diesen ersten Phasen der Operationen aufwiesen. Der Ausgang der Kämpfe wird im wesentlichen von den Absichten bestimmt werden, die unsere Führung mit ihnen verbindet. Aber bereits der bisherige Verlauf der Kämpfe hat unseren Gegnern einen gewaltigen Abbrauch vor allem an Seestreitkräften, Transportschiffen und Landungsmitteln eingebracht.

Angesichts dieser Umstände mag es auch durchaus zweifelhaft erscheinen, ob die Theorie unserer Feinde, in Italien eine weiche Stelle der Gesamtfront gefunden zu haben, auf zutreffenden Voraussetzungen beruhte. Welche Schwierigkeiten einer

Wie der Blick von Norden über die Alpen zeigt, stellt sich den britisch-nordamerikanischen Invasionstruppen in Italien überall ein gebirgiges Gelände entgegen, das dem Verteidiger gute Abwehrmöglichkeiten bietet   Karten Gefr. Werner Kruse

bewaffneten Aktion von Süd nach Nord entgegenstehen, wenn diese auch nur bis an den Rand des europäischen Kontinentalraumes geführt werden soll, dürfte den Anglo-Amerikanern wohl schon klargeworden sein. Nachdem Klarheit an Stelle der Zweideutigkeit getreten, die militärisch-politische Krise gemeistert ist, kann der italienische Raum in deutscher und faschistischer Hand eine Stärke offenbaren, die alle auf seiner Schwäche aufgebauten strategischen Spekulationen zu Fehlschlägen machen würde.

Damit werden sich ihre Absichten zwangsläufig in andere Richtungen wenden müssen. Welche Richtung unsere Gegner wählen werden, mag heute noch unerörtert bleiben. Sicher ist, daß sie überall an der Kette liegen werden, die sie sich mit dem italienischen Abenteuer selbst angelegt haben. Auch ihre Möglichkeiten sind nicht unbeschränkt, am wenigsten in allem, was Transportraum und Landungsmittel anbetrifft. So werden sie zum mindesten viel kostbare Zeit verstreichen lassen müssen, Zeit, die uns zugute kommt, um überall dort die Neuordnung der Dinge zum Abschluß zu bringen, wo sie durch das Ausscheiden italienischer Kräfte notwendig geworden ist. Wir haben in dieser Hinsicht schon vieles erreicht, vor allem eine weitgehende Konsolidierung der bislang teilweise sehr unerfreulichen politischen Verhältnisse vornehmlich im westlichen Balkan. Es ist bekannt, daß gerade hier das Doppelspiel zahlreicher italienischer Befehlshaber die Lage zu komplizieren pflegte. Hier ist nunmehr eine Klärung der Dinge eingetreten, die in Verbindung mit den von unserer Seite getroffenen militärischen Maßnahmen weit mehr Sicherheit gewährleistet als bisher.

Suchen wir abschließend einen Gesamtüberblick über die Gestaltung der Lage im Mittelmeerraum zu gewinnen: Sie hat sich, das ist nicht zu leugnen, anfänglich beunruhigend angelassen. Niemand konnte sicher sein, daß es uns in diesem Ausmaß und vor allem mit dieser Schnelligkeit gelingen würde, die bedrohliche Entwicklung nicht nur abzufangen, sondern ihr eine Wendung zu geben, die alles in allem uns weit mehr gestärkt als geschwächt hat. Der Gegner aber, darüber dürfte kein Zweifel möglich sein, steht heute einer Situation gegenüber, die vieles von dem, was er vordem unbestreitbar erreicht hatte, zu entwerten droht. Engländer und Amerikaner werden sich selbst sagen, daß sie eine bedeutende Chance aus der Hand gegeben haben. Sie haben — darin dürfte der Urgrund ihres Fehlers zu suchen sein — die politischen Möglichkeiten, die ihnen durch den Verräter Badoglio eröffnet waren, zu hoch eingeschätzt und sich deshalb mit ihrer Strategie allzusehr in das Schlepptau der Politik nehmen lassen. Hier liegt ihre strategische Fehlrechnung.

Der Verrat Badoglios hatte, das erscheint sicher, in unseren Gegnern Hoffnungen erweckt, die einer klaren Strategie hemmend entgegenstanden. So würde uns die Zeit zu Gegenmaßnahmen gegeben, so das bessere Italien zur Selbstbesinnung aufgerufen. Damit hat sich selbst diese nichtswürdige, in der Geschichte beispiellose Handlung als Teil jener Kraft erwiesen, die das Böse will und doch das Gute schafft.

IM VISIER

Vorsicht Gift!

Wir Soldaten kennen den Feind in seiner ganzen Grausamkeit aus eigener Anschauung und wissen, was wir von Versprechungen zu halten haben. Wir lassen uns auch von Drohungen nicht schrecken, weil wir abzuwägen wissen zwischen dem Möglichen und dem, was auch für die Feindseite Wunschtraum bleiben wird. Wir haben uns im Kampf eine Härte erworben, die uns gegen seelische Erschütterungen unempfänglicher macht. Unser Blick ist geweitet — wir verlieren über den Sorgen des Alltags nicht das große Ziel aus den Augen. Sind wir nicht verpflichtet, aus unserer Schau der Dinge, aus unserer Zuversicht und Festigkeit Kräfte an die Heimat abzugeben, aufzurichten und zu stärken, wo dies nötig erscheint, und damit der Feindpropaganda Widerpart zu leisten? Die großen Verbündeten der Feindpropaganda bei ihrem Nervenkrieg gegen die Heimat sind Engstirnigkeit, Schwatzhaftigkeit und letzten Endes auch Disziplinlosigkeit. Dagegen anzugehen, scheint in manchen Fällen so aussichtslos wie der Versuch, mit der Pistole einen „T 34" abzuschießen. Und trotzdem kann hier ein kräftiges Wort des Soldaten im Urlaub, ein aufklärender Brief von der Front Wunder wirken.

Die Verantwortung des Soldaten gerade auch auf diesem Abschnitt des Kampfes ist groß. Wir wehren uns ja auch draußen verbissen gegen das Eindringen des Feindes in unseren Graben; wir lassen es nicht zu, daß er unsere Waffen zerstört oder wegnimmt. Sollen wir zu Hause mit verschränkten Armen zusehen, wie irgendein Subjekt in unserem Bekanntenkreise, in unserem Dorf oder in unserer Nachbarschaft in der Stadt mit einer geradezu krankhaften Sucht daran arbeitet, das Fundament, auf dem wir stehen und kämpfen, zu unterhöhlen? Wenn wir uns diese Meckerer und Miesmacher näher ansehen, dann stellen wir oftmals fest, daß gerade sie den wenigsten Grund zum Klagen haben, daß an ihnen oftmals der Krieg fast spurlos vorübergegangen ist. Wir finden sie selten in den Frontstädten der Heimat, in den Luftkriegsgebieten; sie sind Ausnahmen unter den Kumpels in den Bergwerken und den Arbeitern in den Waffenschmieden. Wir finden sie jedoch mit vielen Koffern und großen Rucksäcken in überfüllten Zügen fast immer auf einem Sitzplatz, in Cafés, in Badeorten und an Stammtischen.

Es gehört schon eine große Portion Zivilcourage dazu, um ihnen in die Parade zu fahren, denn meistens sind sie mit einer gehörigen Portion Frechheit gewappnet. Unter dem festen Zugriff jedoch geben sie klein bei und kommen mit verlegenen Ausflüchten. Es ist bisweilen verständlich, daß der Soldat seine wenigen Urlaubstage nicht dazu verwenden will, um bei Behörden und Dienststellen als Ankläger aufzutreten. Aber es ist dann unter allen Umständen notwendig, gefährliche Schwätzer festzunageln und sofort nach der Rückkehr aus dem Urlaub dem Vorgesetzten eine entsprechende Meldung zu erstatten. Vor allem wollen wir Soldaten uns davor hüten, alle möglichen Gerüchte bedenkenlos weiterzuverbreiten oder gar aus irgendwelchem Geschwätz Rückschlüsse auf die Haltung der Heimat zu ziehen.

Es ist heute schon in der Heimat sprichwörtlich, daß wir Soldaten unverbesserliche Optimisten sind. Wir wollen alles dazu tun, uns diesen Ruf zu erhalten. Wir wollen jede Gelegenheit während unseres Urlaubs dazu benutzen, um aufzuklären und richtigzustellen. Wir müssen denen, die es immer noch nicht begriffen haben, sagen, warum wir diesen Kampf führen. Daß es nicht etwa darum geht, einen mehr oder weniger billigen Frieden zu erringen, sondern um die nackte Tatsache, ob wir auf unserer alten europäischen Kultur unserer Art gemäß weiter aufbauen wollen oder aber ob sich neben den Ruinen unserer Städte und Dörfer die Leichenhügel häufen und die Überlebenden in endlosen Zügen den Weg nach Sibirien antreten sollen. Ein siegreiches Europa wird seine Wunden in kurzer Zeit wieder ausheilen — ein geschlagenes Deutschland bedeutet das Ende alles Lebens in unserem Sinne auf diesem Kontinent. Es gibt nichts, was uns dieser Krieg an Furchtbarem gebracht hat oder noch bringen wird, das nicht noch furchtbarer würde durch unser Nachgeben. Schonungslos und brutal müssen wir dies immer wieder all denen vor Augen führen, die es angeht.

In diesem Sinne müssen vor allem auch die Briefe wirken, die wir von draußen an die Heimat richten. Es ist schwer, wenn man im Dreck steckt bis über die Ohren, wenn die Kampfhandlungen letzte Anspannung fordern, auch noch Briefe nach Hause zu schreiben, die aufrichten sollen. Aber es ist besser, in solchen Tagen äußerster seelischer Anspannung nur zu berichten, daß man gesund ist, als unter dem Einfluß einer augenblicklichen Stimmung sich gehen zu lassen. Oftmals sieht schon zu dem Zeitpunkt, in dem der Brief in der Heimat eintrifft, alles wieder ganz anders aus: zu Hause aber ist wieder ein Stückchen Nährboden geschaffen worden für das wuchernde Gift. Hüten wir uns in allen Äußerungen vor irgendeiner Schwäche. Wir Soldaten müssen die Stärkeren sein. Nichts darf uns unterkriegen und nie dürfen wir ermüden im Kampf gegen den äußeren und auch den inneren Feind. Und so wie wir draußen unsere Kameraden nicht ahnungslos in ein Minenfeld laufen lassen, sondern sie durch ein Schild: „Vorsicht Minen!" warnen, so wollen wir auch alle Anstrengungen der Feindpropaganda durch unsere Warnung wirkungslos werden lassen: „Vorsicht Gift!"

Oberleutnant Moos

SOWJETRUSSISCHE
BEUTEWAFFEN:

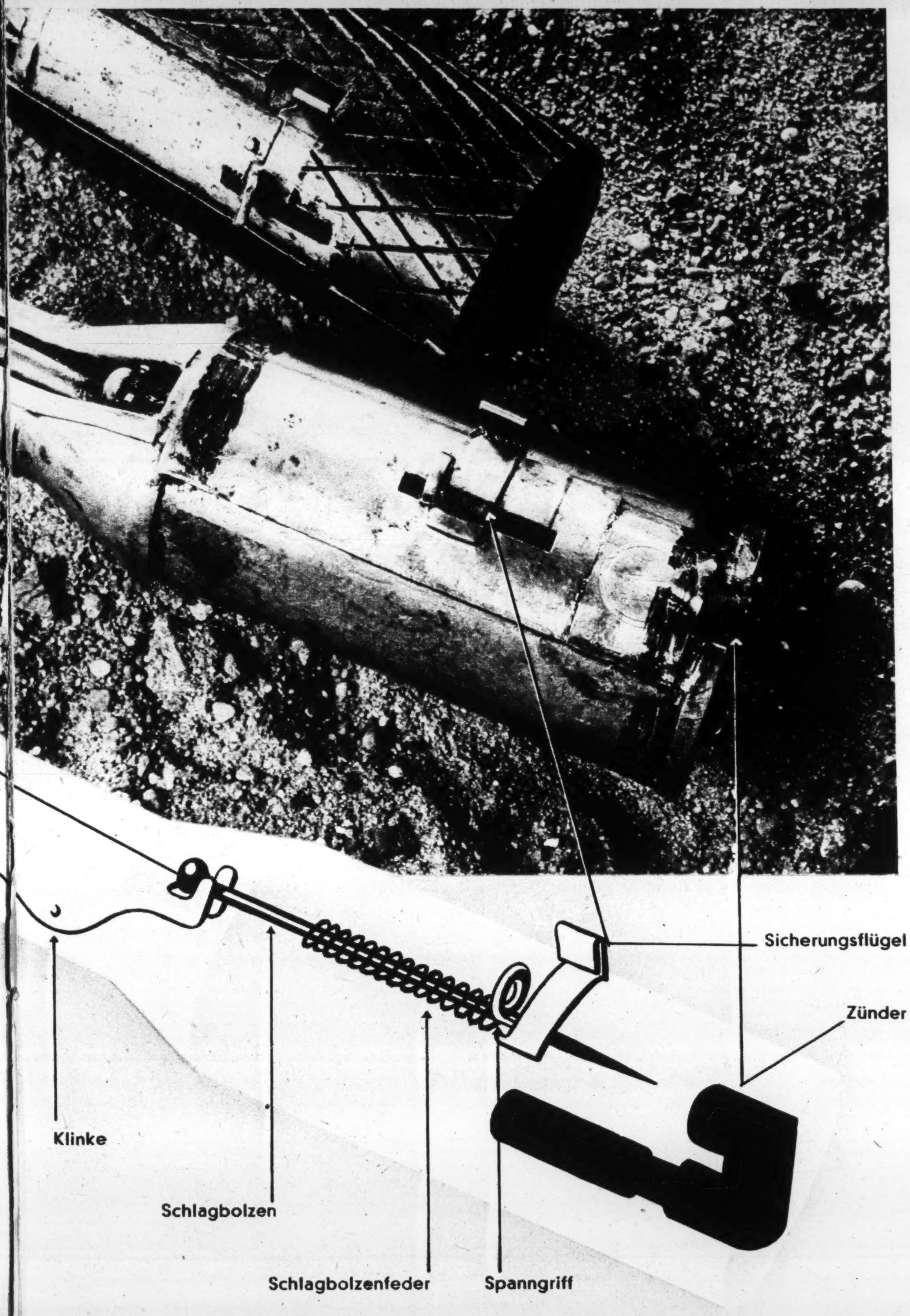
ZUR BEUTEWAFFE GREIFT DER MANN ERST, WENN ER SIE BEDIENEN KANN

Hier lauert Gefahr: Der Zünder darf erst eingesetzt werden, wenn der Schlagbolzen gespannt und gesichert ist

SO WIRD DIE

SPANNEN Sicherungsring vom Schaft ziehen und Spannhaken nach unten drücken

DIE HANDGRANATE 14/30



Diese Handgranate kann, wie die nebenstehende Abbildung zeigt, als Offensivwaffe und, mit Sprengmantel versehen, als Defensivwaffe eingesetzt werden. In Größe und Gewicht ähnelt sie unserer Stielhandgranate 24. Sie ist vollständig aus Weißblech hergestellt und enthält eine verhältnismäßig große Sprengladung. Die Zündung wird durch einen Schlagbolzen ausgelöst, der durch eine Feder gespannt wird. Ein Sicherungsflügel in der Mitte des Topfes verriegelt den Schlagbolzen, nachdem die Feder gespannt wurde. In den Schaft der Handgranate ist eine Klinke eingelassen, die beim Eindrücken in den Schaft mit einem Greifer das verdickte Ende des gespannten Schlagbolzens hält. Ein um Schaft und Klinke gelegter Sicherungsring verhindert ein vorzeitiges Ausklinken. Vor dem Wurf umfaßt die Wurfhand den Schaft und drückt die Klinke ein, wobei der Sicherungsring zwischen Mittel- und Ringfinger ruht. Nach Zurückschieben des Sicherungsflügels in der Mitte des Topfes wird die Handgranate geworfen, wobei der Sicherungsring in der Wurfhand verbleibt. Im Augenblick des Ausklinkens schlägt der Schlagbolzen auf den Zünder, der nach dreieinhalb bis vier Sekunden die Sprengung auslöst.

Aufnahmen: Ltn. Erich Bauer

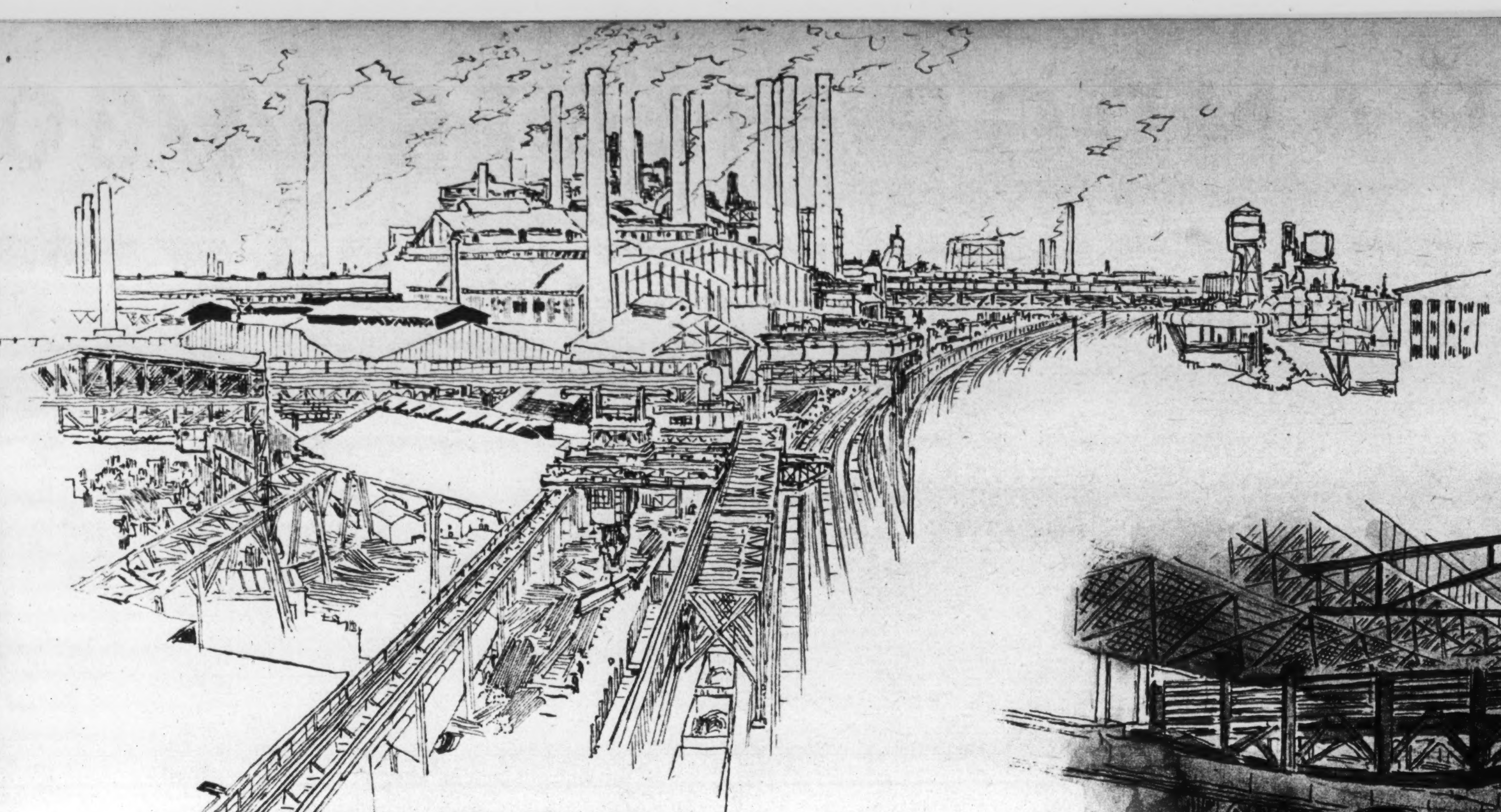
Text: Dipl.-Ing. v. Treskow

HANDGRANATE SCHARFGEMACHT

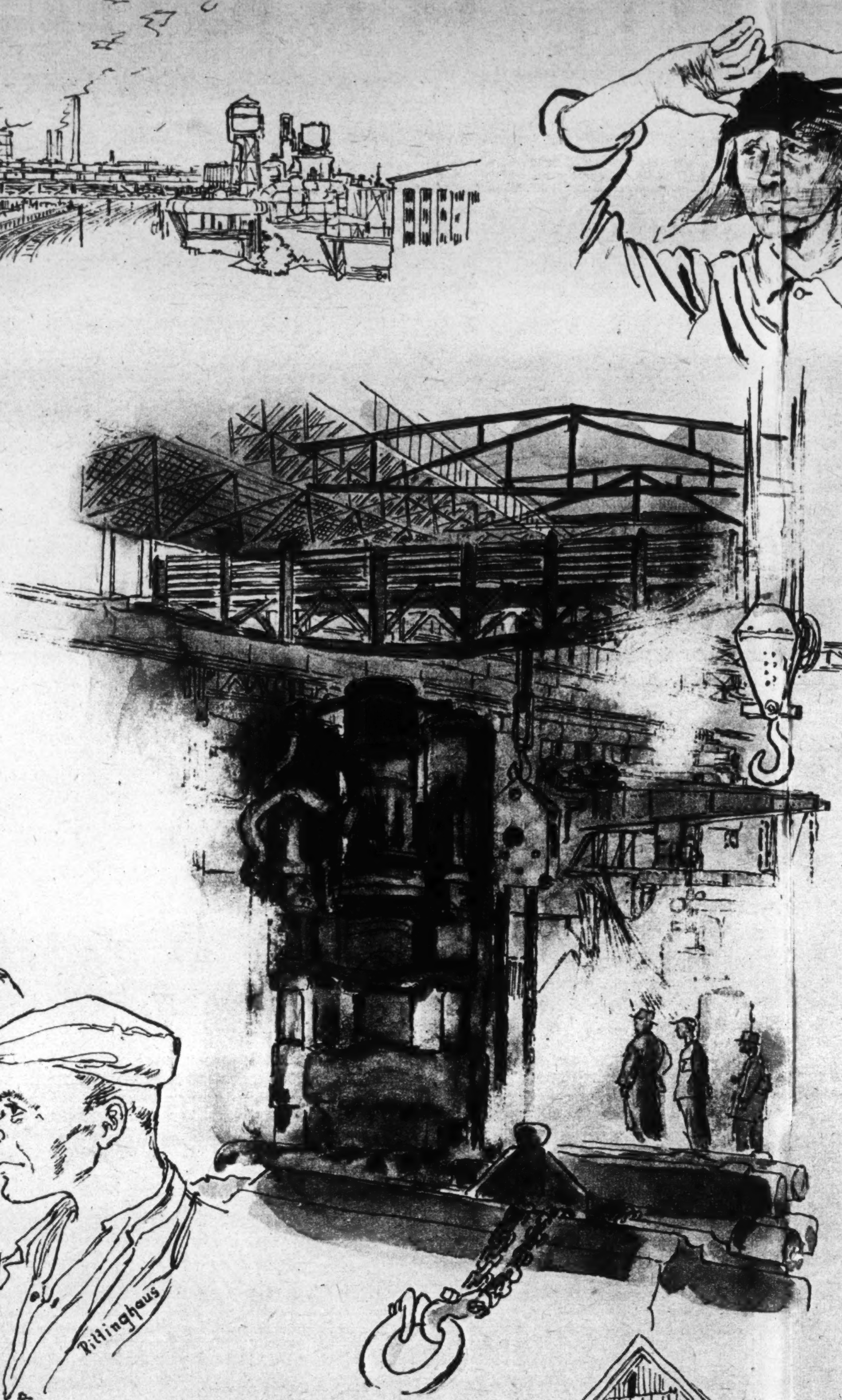
SICHERN Sicherungsflügel nach rechts drücken und Ring wieder überschieben

ZÜNDER EINSETZEN Zünder mit der rechten Hand einführen und verschließen

FERTIG ZUM WURF Schaft umfassen und dabei die Klinke eindrücken. Der Sicherungsring bleibt in der Hand

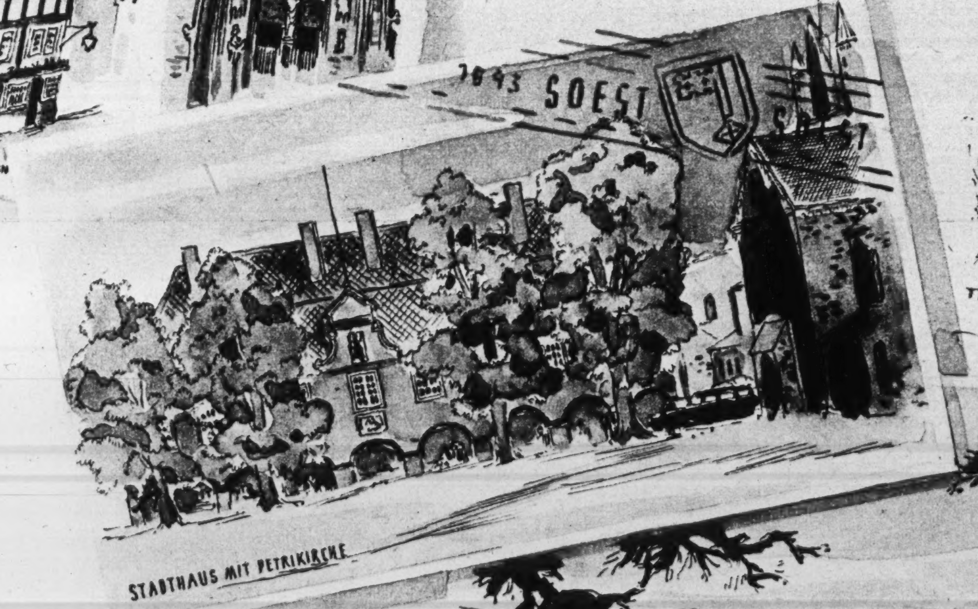


Dortmund ist neben Bochum die bedeutendste Industriestadt Westfalens. Die Stadt, von deren starken Befestigungswerken im Mittelalter das geflügelte Wort ging: „So fast as Düöpm“ (so fest als Dortmund), erlebte ihre erste Blütezeit in der Hanse. Heute sind Tore und Wälle längst verschwunden, eine Reihe zu großen Orten herangewachsener Dörfer eingemeindet, so daß das Häusermeer sich immer weiter ausdehnt. Das Schwergewicht der industriellen Anlagen bilden die Kohlenzechen und die gewaltigen Eisenwerke



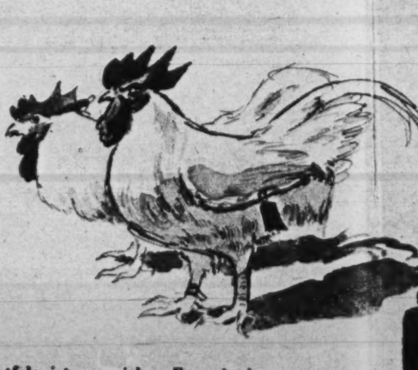
Zwei aus der Halle 1! Acht Stunden in jeder Schicht steht der 36jährige H. Knoth vor dem Ofen, der zu „seiner“ Preßschmiede gehört. In einer Temperatur von 1200 Grad werden die großen Stahlblöcke „aufgeheizt“ und dann herausgefahren. Sechs Mann stehen an der Preßschmiede bereit. Einer von ihnen fällt uns besonders auf. Es ist der 32jährige Fritz Rittingshaus, der, trotzdem er vor Jahren bei der Arbeit am Ofen schwer verletzt wurde und heute am Stock geht, seinem Werkplatz treu geblieben ist

Mit 1200 Tonnen Druckgewicht saust der schwere Preßhammer auf die glühenden Stahlblöcke nieder. Ein donnerndes Getöse erfüllt ständig die riesige Halle, denn eine Preßschmiede reiht sich an die andere. Die glühenden Blöcke verbreiten ein gespenstisches Licht, in dem die schweißnassen Gestalten der Arbeiter wie Wesen aus einer unterirdischen Welt erscheinen



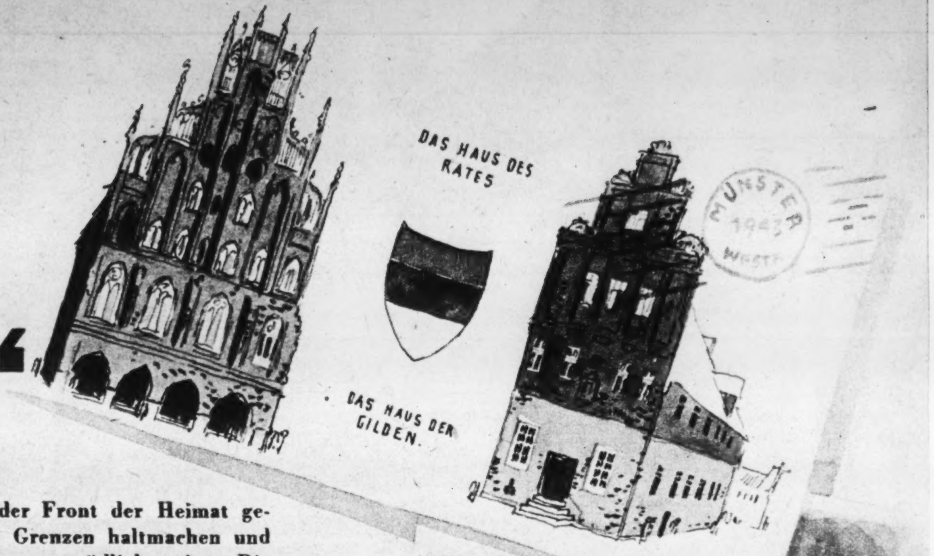
Zeichnunge
Text :

Die Stadt Soest, gewachsen aus der Kraft selbstbewußten Bauerntums ihrer Börde, wird immer der natürliche Mittelpunkt westfälischen Wesens bleiben. Es ist, als hätte sich der westfälische Bauersmann mit der ganzen Schwere und Wucht seiner Persönlichkeit mit dem welterfahrenen Kaufmann der Hanse in dieser Stadt die Hand gereicht. Die Fahnen von Soest wehten einst der Ostkolonisation voran, Soester Bürger bauten Lübeck mit auf und trugen Namen und Rechtsbrauch ihrer Vaterstadt bis nach Riga



Der Westfale ist von jeher Freund eines guten Happens gewesen. Er „setzt sich gern etwas tüsken de Rippen“ und „schlägt sich den Buk vull“. Bei den Mahlzeiten spielt das Schweinerne eine bevorzugte Rolle, zum saftigen Schinken aber gehört der saftige westfälische Pumpernickel und ein Glas schäumenden Dortmunder Bieres!

Das Leben und das Wesen des Münsterlandes konzentriert sich in allem in seiner Hauptstadt. Der fromme Lebensernst, der Humor und die Kunst des Landes sind zugleich die der Stadt. An den Kern der Altstadt scheinen sich die Gärten, die Parks und Haine mit ihren Wasserflächen in ländlich-dörflicher Art von draußen herangeschoben zu haben. Was dem heutigen Münster seine Bedeutung verleiht, ist seine große geschichtliche Vergangenheit, sind die Baudenkmäler, die Kunstschätze und die Universität

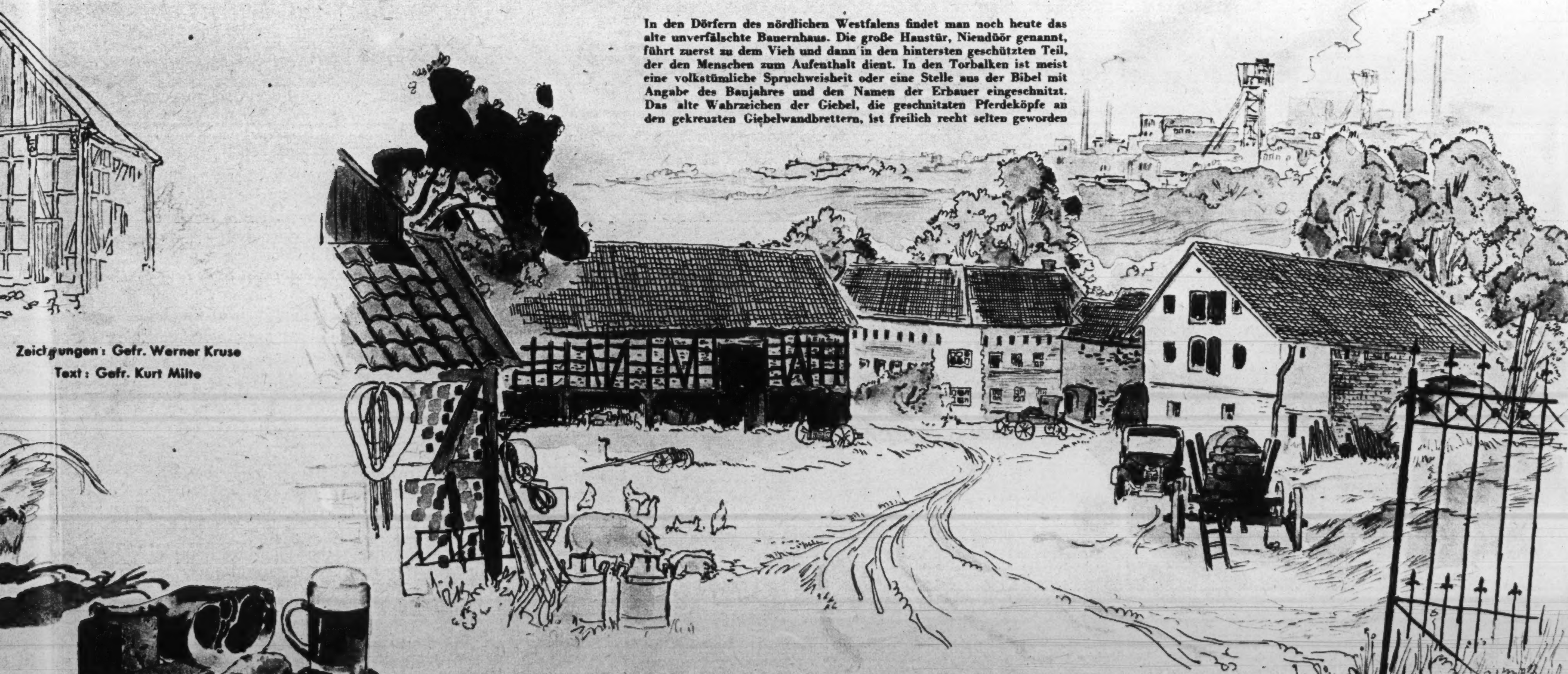


DIE „ROTE ERDE“

ist, vor allem in ihrem westlichen Teil, ein besonders hart geprüftes Kampffeld in der Front der Heimat geworden. Aber sollten wir darum auf unserer Fahrt durch die Heimatgaue an ihren Grenzen haltmachen und Pinsel und Feder beiseite legen? Niemals! Trotz allen Leides geht auch hier das Leben unermüdlich weiter. Die Schlote rauchen, durch die Tore der Fabriken zieht das graue Heer der Arbeiter und über den Grubenschächten drehen sich lautlos die großen Speichenräder der Fördertürme; auf den Äckern und Weiden, in der vom Kriege scheinbar unberührten Stille der Dörfer aber schafft der Bauer sein Tagewerk. Denn Westfalen ist und bleibt ein zutiefst bäuerliches Land, mag auch die Industrie mit rußiger Hand an manchen Stellen schon tief in den Lebensraum des Bauern hineingegriffen haben und hier und dort die Kohlenzeche neben dem Bauerngehöft stehen. Es ist nur ein verhältnismäßiger enger Raum, der von klangdurchdröhnten und feuerdurchlohten Werkanlagen und dem betriebsamen Leben der Großstädte erfüllt ist, vor ihm breitet sich ein weites Wald- und Bauernland von einer oft idyllischen Schönheit, von stammesbewußter Eigenart und voller stolzer geschichtlicher Erinnerungen. Vom ostfriesischen Heidemoor bis hinunter zu den Höhen des Rothaargebirges, von der Weser bis nahe an den Rhein — das alles ist Westfalen. Über fünfzig Dynastien teilten sich einst in der Herrschaft dieses Gebietes, bis endlich im Jahre 1815 die preußische Provinz entstand. Aus dem Mittelalter stammt das Wort, das heute noch für die „Rote Erde“ gilt: „Kein Rebenland, sondern ein Reckenland!“ Wir haben uns nach diesen Recken umgesehen und fanden sie überall, auf dem platten Lande sowohl wie in den Städten, die hochgewachsenen Menschen mit dem kantigen, stark ausgeprägten Schädel, häufig blond und blauäugig, im ganzen von einer bedächtigen Schwere. Aus einem knorrigen Eichenstumpf, den der liebe Gott beim Wandern durch den Wald des Landes angerührt hatte, so erzählt die Sage, habe er den ersten Westfalen geschaffen. Doch der, anstatt dem Herrn für das Geschenk seines Lebens zu danken, habe nur unwillig gemurrt: „Wat stött hei mi?“ Das ist eindeutig und grob gesprochen, aber diese Derbheit gehört zum Westfalen. Sie hat ihren Urgrund nicht etwa in einer plumpen, ungeschickten und querköpfigen Wesensart, es ist vielmehr die Beständigkeit, das Beharren in dem für richtig Erkannten, kurz das, was den durchaus zu schätzenden sprichwörtlichen „westfälischen Dickkopp“ ausmacht. Urwüchsig einfach wie die Denkweise ist auch die Sprache, das Plattdeutsch. Sie gibt dem Westfalen seine liebenswerte Art: Schwer, einfach, gediegen: nicht leicht und nicht jedermann sich zuneigend, vielmehr zögernd und lange prüfend, aber zu herziger und pflichttreuer Freundschaft bereit, wenn sie einmal geschlossen ist. Die gleiche Erdschwere und Wucht haftet wie den Menschen auch den großartigen Kunstschöpfungen früher Zeit an, den Domen in Soest, Paderborn und Münster, den zahlreichen Hallenkirchen aus dem frühen Mittelalter, die wehrhaft, breit und behäbig aus dem Lande aufragen. Es ist schon etwas daran, wenn man sagt, daß selbst die Heiligen in Westfalen in Holzschuhen einhergehen! Und auch der Pumpernickel, das schwarze Roggenbrot, das einen Tag und eine Nacht lang in dem mit Lehm luftdicht verschlossenen Ofen zu seiner saftreichen Köstlichkeit heranreift, gehört in diesen Kreis westfälischen Stammestums. Doch hat er zu allen Zeiten mehr als nur das erdhafte Ruhen und stumme Beharren, die Schwere und Enge umfaßt. Neben dem fest begründeten Patroklidom von Soest steht ein anderes Sinnbild: die hier vor Anker gegangene Handelskogge der Sleswicker, der Kaufmanns- und Seefahrergilde, in Gestalt der Nikolaikapelle. Da wird die ausgreifende Unrast, der Taten- und Fernendrang des nordischen Blutanteils im westfälischen Wesen kund. Schon im dreizehnten Jahrhundert gehörten westfälische Städte der Hanse an, fuhren ihre Koggen durch die nördlichen Meere. Johann von der Reke, Wilhelm von Fürstenberg, Hermann Balk, Walter von Plettenberg und Gotthard von Kettler und andere Träger des livländischen Marschallstabes und Großherren des Deutschen Ordens, in der Soester Börde, an Ruhr und Lippe daheim, standen in hartem Kampf im Osten. Wie diese Recken aus fälischem Blut legen heute die Söhne der „Roten Erde“ auf den Schlachtfeldern des Ostens Zeugnis ab, daß tapferer Sinn, unbeirrbare Treue und standhafte Zähigkeit für alle Zeiten mit echtem Westfalentum unlösbar verbunden sind.

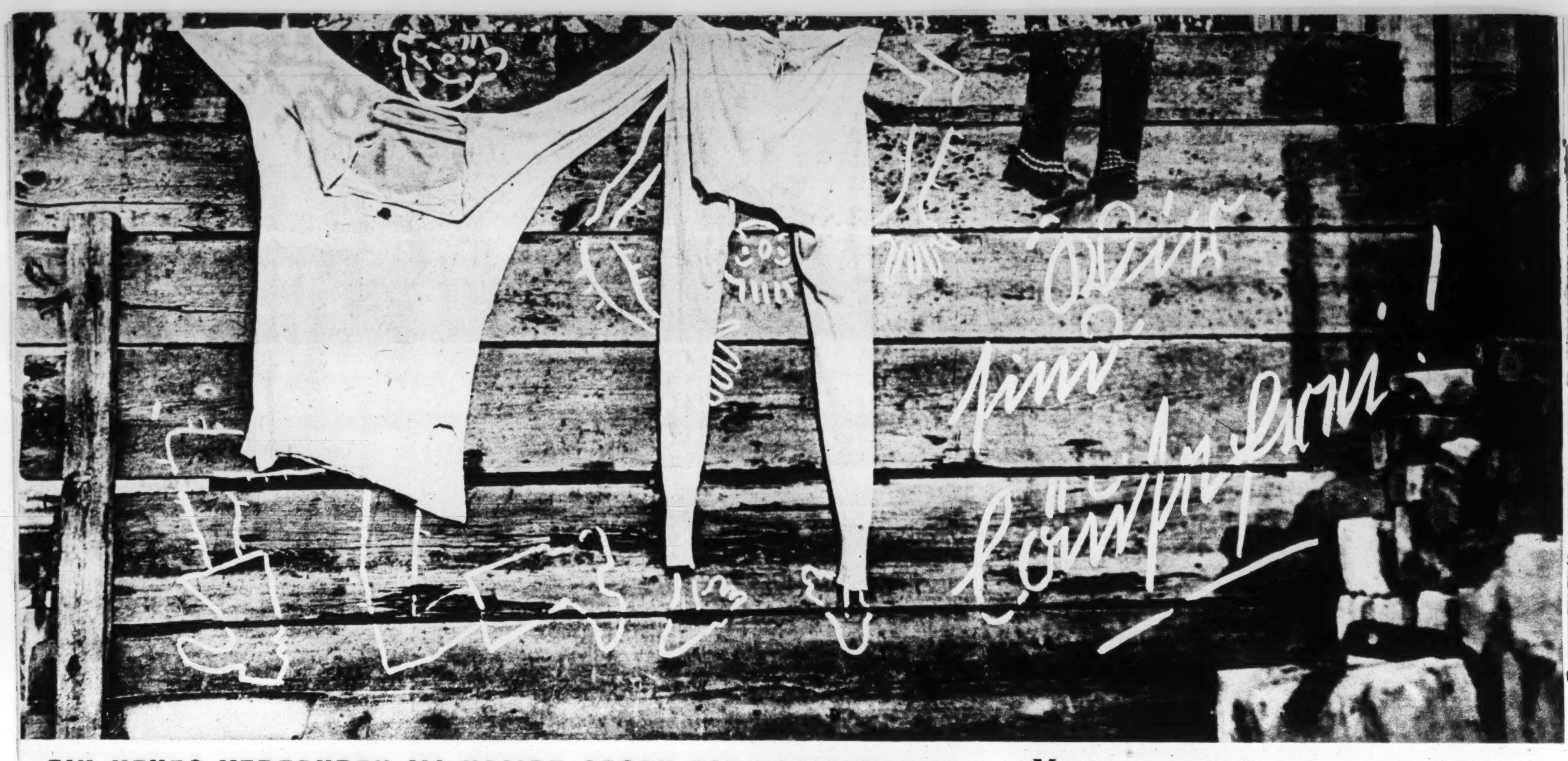
Von den verschiedenen Biersorten Westfalens ist heute nur noch das Altbier in den Orten des Münsterlandes bekannt. Es ist säuerlich und wirkt „stark reinigend“ wie etwa die Leipziger Gose. Die Wirtschaften, die dieses Bier verzapfen, brauen es selbst. In ihren Gasträumen hat sich eine eigenständige Gemütlichkeit erhalten. Man meint fast, man müßte dort noch den Münsterschen Originalen, dem tollen Bomberg oder dem alten Professor Landois, begegnen, dem verdienstvollen Schöpfer des Zoologischen Gartens der Westfalenhauptstadt

In den Dörfern des nördlichen Westfalens findet man noch heute das alte unverfälschte Bauernhaus. Die große Haustür, Niendöör genannt, führt zuerst zu dem Vieh und dann in den hintersten geschützten Teil, der den Menschen zum Aufenthalt dient. In den Torbalken ist meist eine volkstümliche Spruchweisheit oder eine Stelle aus der Bibel mit Angabe des Baujahres und den Namen der Erbauer eingeschnitzt. Das alte Wahrzeichen der Giebel, die geschnitzten Pferdeköpfe an den gekreuzten Giebelwandbrettern, ist freilich recht selten geworden



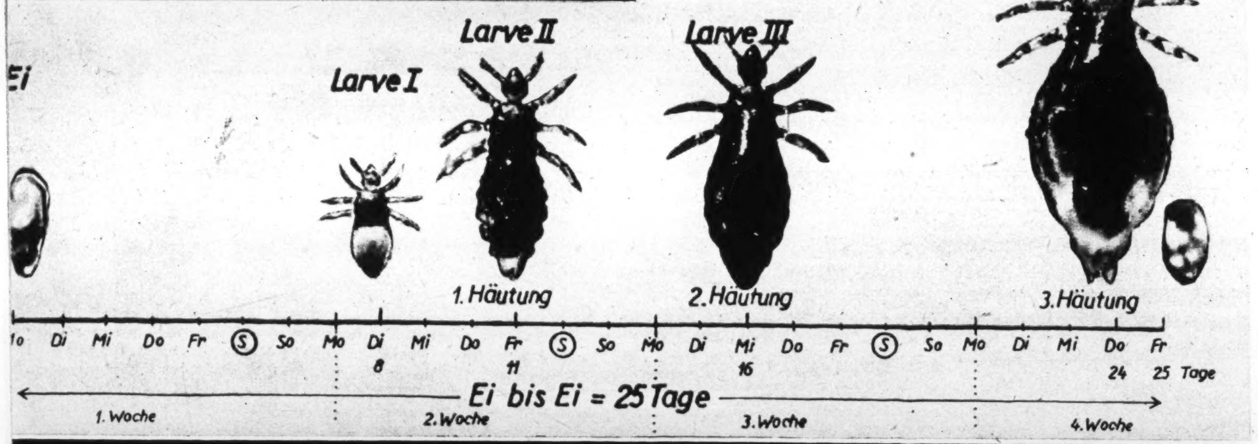
Zeichnungen: Gefr. Werner Kruse
Text: Gefr. Kurt Milte

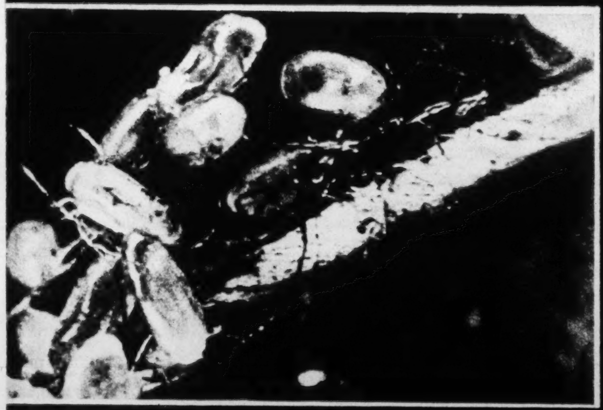
Für die münsterländischen Bauernsiedlungen ist das Einzelgehöft typisch. Dichte Wallhecken umgeben es. Haus und Nebengebäude liegen unter hohen Baumgruppen, Linden und Eichen, bis zur Unsichtbarkeit verborgen. Diese gewaltigen Haine, dazwischen die breiten Wallhecken, geben auch der Landschaft das Gepräge. Südlich Münster aber greifen Bergbau und Industrie schon weit hinein ins Bauernland, so daß schon hier und da unweit der Bauerngehöfte Fördertürme und Fabrikschornsteine hoch in den Himmel ragen



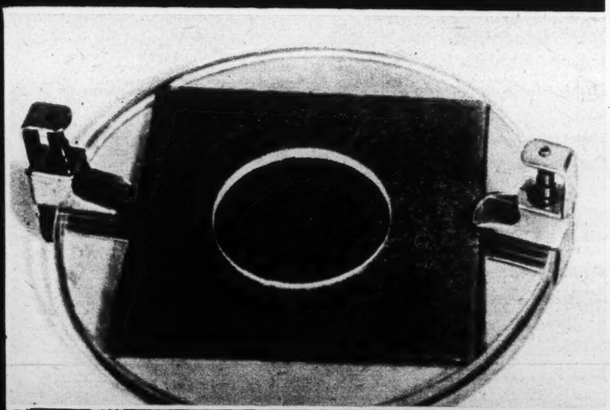
EIN NEUES VERFAHREN IM KAMPF GEGEN DIE KLEIDERLAUS

Der Entwicklungsgang der Kleiderlaus. Die Laus wächst sozusagen ruckweise jeweils nach Abstoß ihrer Chitinhaut. Eine regelmäßige Körperpflege mit Wäschewechsel vermag die Ausbreitung der Läuse zu verhindern





Die Nissen der Kleiderlaus sind durch eine außerordentlich widerstandsfähige Kittmasse fest an die Fasern des Stoffgewebes geheftet, so daß sie mit mechanischen Mitteln kaum entfernt werden können



Die Reichmuthsche Stoffkammer bietet der Forschung die Möglichkeit, die Wirkung von insektentötenden Chemikalien an Läusen zu erproben unter Bedingungen, die den natürlichen weitgehend entsprechen

Die Anwendung des neuen Läuse-Bekämpfungsmittels ist denkbar einfach. Es wird in 2 Liter Wasser unter Umrühren aufgelöst. Nach einer halben Stunde werden die Wäschestücke mit der milchähnlichen Emulsion durchtränkt und danach ausgewrungen und getrocknet. Der ungeziefertötende Wirkstoff ist in die Textilfasern eingezogen und macht die Sachen läusefest. Die auf diese Weise imprägnierte Wäsche entwickelt beim Tragen Dämpfe, die den ganzen Lebensraum der Läuse zwischen Körper und äußerer Bekleidung durchdringen, überall das Ungeziefer vernichten und neuen Läusebefall verhindern

Man muß seinen Gegner kennen, wenn man ihn erfolgreich bekriegen will. Zweifellos gilt dies auch für den dauernden Kleinkrieg, der im Osten tagtäglich gegen das Heer der Kleiderläuse ausgefochten wird. Jeder weiß wohl, wie so eine Laus ungefähr aussieht und wo er sie am vorteilhaftesten erwischt. Über alles Weitere jedoch herrscht oft größte Unklarheit, und tollste Gerüchte machen sich da breit, wie z. B. das viel erzählte Märchen von der Laus, die „in drei Tagen Großmutter" wird.

In Wirklichkeit dauert es rund 24 Tage, bis bei der am Körper und zwischen den Kleidern herrschenden Temperatur aus einem hier vorhandenen Ei die nächste geschlechtsreife Läusegeneration sich entwickelt hat. Diese beginnt allerdings schon binnen 24 Stunden ihrerseits wieder mit erneuter Eiablage. Wenn also nun Tag für Tag schon eine einzige Laus etwa zehn Eier legt und das normalerweise 40 Tage hindurch fortsetzt, kann man sich leicht ein Bild von der rasch anwachsenden Läusezahl machen. Bald nimmt dann die Verlausung ungeahnte Formen an, denn inzwischen beteiligt sich immer die nächste Generation schon wieder mit an der Vermehrung.

Warum ist nun aber in normalen Zeiten eine Läuseplage bei uns in Mitteleuropa völlig unbekannt? Das liegt einzig und allein an der hygienischen Lebensführung, vor allem an der üblichen Körperreinigung und dem Wäschewechsel zum Wochenende. Wenn z. B. an einem Montag Läuseeier in die Wäsche abgelegt wurden, dann schlüpft erst am Dienstag der nächsten Woche die junge Laus. War die Wäsche nun inzwischen abgelegt worden, so muß sie bald aus Nahrungsmangel zugrunde gehen. Jedoch ist auch dann die Gefahr der Verlausung noch nicht groß, wenn die Sachen noch etwas länger getragen werden. Die aus dem Ei geschlüpfte etwa ein Millimeter große Kleiderlaus ist eine Larve, die erst nach zwei weiteren Larvenstadien auf dem Weg über drei Häutungen zum fertigen Insekt wird. Dieses wächst dann nicht mehr weiter, sondern hat allein die Aufgabe der Vermehrung. Im Gegensatz zur Fliege, dem Floh, Schmetterling und vielen anderen Insekten, die als Larven ganz anders aussehen und erst nach einem Puppenstadium völlig ausgebildete nicht weiterwachsende Insekten sind, haben wir bei den kleinen Läusen tatsächlich die jungen Läuse vor uns. Diese wachsen in drei Sprüngen zum fertigen Insekt heran, wobei jedesmal erst der außerordentlich widerstandsfähige Läusepanzer, der einem Wachsen hinderlich ist, gesprengt und verlassen wird. Die aus der Haut geschlüpfte junge Laus dehnt sich und wächst bis zur Größe des nächsten Stadiums, wonach sie dann wieder einen neuen Hautpanzer erhält. So geht die Größenzunahme ruckweise vor sich, und bei der letzten Häutung nach über drei Wochen kriecht aus der Larvenhaut die fertige geschlechtsreife Laus. Jeder Wäschewechsel nebst Sachen- und Körperreinigung innerhalb dieser Zeit vermag die Ausbreitung der Verlausung erfolgreich zu unterbrechen. Weil dies aber dem Soldaten im Fronteinsatz selten möglicht ist und weil er im Gegenteil sogar dauerndem neuem Läusebefall ausgesetzt ist, so erklären sich hieraus die verheerenden Läuseplagen, die in Kriegs- und Notzeiten so häufig sind.

Auffallend ist die Zunahme der Verlausungen während der kalten Jahreszeit. Das hat verschiedene

Gründe. Im Winter rückt alles enger zusammen, so ist auch leichter eine Ansteckungsmöglichkeit gegeben. Vor allem aber bekommt man die Läuse in Hütten und Unterkünften, die zum Schutz vor der Kälte aufgesucht werden. Hier vermögen die Läuse gerade wegen den niedrigen Temperaturen unter Umständen wochenlang in Decken und Lagerstroh ohne Nahrung am Leben zu bleiben und auf ihr Opfer zu warten. Im Sommer dagegen können die Schmarotzer höchstens ein bis zwei Tage ohne Nahrung aufzunehmen fern vom menschlichen Körper leben. Schließlich finden die Läuse in der dickeren Winterbekleidung reichlichen Unterschlupf und eine ihnen angenehme Wärme. Dagegen ist es ihnen im Sommer am menschlichen Körper oft schon zu heiß, und die leichtere Bekleidung, häufigere Gelegenheit zum Baden und Absuchen der Läuse tun ein übriges, sie in dieser Jahreszeit seltener werden zu lassen.

Läuse haben also ein feines Unterscheidungsvermögen für Temperaturen, und jedem Geplagten wird schon aufgefallen sein, daß sie sich am liebsten dort aufhalten, wo es am angenehmsten warm ist; vor allem in der Hals- und Gürtelgegend, nämlich da, wo eine gewisse Reibung zwischen Stoff und Körper vorhanden ist. Hier legen die Weibchen auch in der Hauptsache ihre Eier ab, und oftmals entstehen ganze Nissenfelder an diesen bevorzugten Plätzen. Die Läuse kleben ihre Eier mit einer außerordentlich widerstandsfähigen Kittmasse fest an die Stoffasern, so daß sie weder abgeschüttelt noch abgebürstet werden können. Über die Folgen der Verlausung weiß jeder Soldat im Osten Bescheid. Nicht nur die unmittelbare Einwirkung durch den Läusestich — eine Laus beißt nicht, wie so oft gesagt wird — hat viele nachteilige Folgen: Das unerträgliche Jucken raubt den Schlaf und macht nervös, es entstehen Quaddeln und Hautausschläge, die bei häufigem Kratzen zu ausgedehnten Eiterwunden werden können. Weitaus gefährlicher sind jedoch noch die Fieberkrankheiten, die einzig und allein durch Läuse, in mancher Beziehung unterstützt durch anderes Ungeziefer, übertragen werden. Dieses Mitwirken der Läuse beim Entstehen des Fleckfiebers, des Wolhynischen Fiebers und Rückfallfiebers ist erst in jüngster Zeit restlos geklärt und an dieser Stelle bereits behandelt worden.

Jedem ist darum klar, wie wichtig die Läusebekämpfung ist. Allen Soldaten sind die stationären Anlagen bekannt, in denen man dieser Insektenplage begegnet. Mit Heißluft und Wasserdampf, mit chemischen Kontakt- und Gasverfahren wird den Plagegeistern zu Leibe gegangen, aber alle diese Einrichtungen und Mittel geben keinen Schutz gegen neuen Ungezieferbefall. Die folgenden Zahlen zeigen die außerordentliche Lebenszähigkeit dieser Insekten. So tötet trockene heiße Luft Läuse und Larven erst nach drei Stunden. Bei 80 Grad können sie immerhin noch fünf bis zehn Minuten leben, und Eier werden bei dieser Temperatur erst nach fünfzehn Minuten abgetötet. Unter Wasser können diese Insekten bei 30 bis 37 Grad noch vier bis sechs Stunden lang am Leben bleiben und bei 12 bis 20 Grad sogar 28 Stunden lang. Auch die Druckbelastung, die sie aushalten, ist erstaunlich hoch. So kann ein hungriges Weibchen im Durchschnitt eine Belastung mit 1352 Gramm ertragen, im vollgesogenen Zustand immerhin noch 584 Gramm.

Es kam nun darauf an, ein Mittel zu finden, das die Tiere tötet, aber darüber hinaus auch abschreckend wirkt und dadurch Schutz vor Neubefall bietet. Die deutsche chemische Industrie stellte aber an dieses Mittel noch weitere Forderungen; es mußte im gasförmigen Zustand wirksam sein, um in die letzten und entferntesten Schlupfwinkel und Verstecke eindringen zu können, es mußte für den Menschen und die Kleidung unschädlich sein, langandauernd wirken können, es mußte leicht anwendbar, einfach zu verpacken und zu verschicken sein.

Dieses Ziel ist nun tatsächlich nach langer Versuchsarbeit erreicht worden. Bei der Erprobung des Mittels mußte sehr gründlich vorgegangen werden. In zahllosen umfangreichen Versuchsserien wurden immer wieder neue Chemikalien an vielen Tausenden von Läusen auf ihre Wirksamkeit geprüft. Das geschah nicht etwa in abgeschlossenen Gefäßen. Dies entspricht nicht den natürlichen Bedingungen und würde zu falschen Ergebnissen führen; denn die Kleidung am Körper ist luftdurchlässig, und diese Möglichkeit der Abschwächung eines Mittels durch den äußeren Luftraum muß bei den Versuchen berücksichtigt werden. Dazu wurde eine besondere Versuchsanordnung konstruiert, die „Reichmuthsche Stoffkammer" genannt wird. Sie besteht aus kreisförmigen Glasscheiben, die in der Mitte eine weite Öffnung haben. Wird nun eine solche Öffnung durch zwei Stoffstücke oben und unten verschlossen, die durch zwei weitere gleiche Ringe festgehalten und zusammengeklemmt werden, so können in diesen fast ganz aus luftdurchlässigem Stoff bestehenden Zwischenraum die zu prüfenden Läuse eingebracht werden, und man beobachtet an ihnen die Wirkung der jeweils hinzugegebenen Chemikalien. Auf diese Weise wurde von einer deutschen chemischen Firma in Delitzsch ein Präparat gefunden, das auch nach dem Trocknen des damit behandelten Stoffes noch auf eine lange Zeit hindurch bei Temperaturen, die denen an der Körperoberfläche entsprechen, auf Läuse eine tödliche und abschreckende Wirkung ausübt. Für die Praxis ergab sich daraus folgendes: Der größte Teil des menschlichen Körpers ist von der Unterwäsche bedeckt. Wenn also diese mit dem neuen Präparat imprägniert wird, dann muß mit einem Schlage der ganze Körper gleichmäßig von dieser läuseschreckenden Schutzhülle umgeben sein. Die bei Körperwärme aus der Imprägnation sich entwickelnden Dämpfe dringen auch an die entlegensten Stellen des Körpers und in die äußere Bekleidung. Sie erfüllen also den gesamten Lebensraum der Läuse und töten überall das Ungeziefer ab. Darüber hinaus verhindern sie auf längere Zeit hindurch das neue Zuwandern der Schmarotzer. Des weiteren zeigt sich eine intensive Wirkung des Präparates auf Flöhe und Mücken, die von den Dämpfen der Imprägnierung abgetötet bzw. abgewehrt werden. Schließlich werden schon beim Imprägnieren der Sachen auch die mit dem Läusekot in die Wäsche abgesetzten Krankheitskeime unschädlich gemacht.

Im Sommer 1942 wurde das neuartige Imprägnierungsverfahren zur Läusebekämpfung an verlausten Kriegsgefangenen in Großversuchen praktisch erprobt. Ebenso günstig wie diese Versuche verliefen die Prüfungen durch die Dienststelle für Ungezieferforschung an der Militärärztlichen Akademie in Berlin. Um auch den letzten Anforderungen gerecht zu werden, wurde die Handlichkeit des neuen Präparates noch dadurch bedeutend erhöht, daß es gelang, den zunächst in zwei getrennten Pulvern vorliegenden Wirkstoff zu einer einzigen kleinen Tablette zusammenzufügen.

Die Anwendungsweise ist denkbar einfach: Man nimmt ein Kochgeschirr voll Wasser (2 Liter), schüttet es in irgendein Gefäß, eine Schüssel oder dergleichen und wirft das Läusepräparat hinein. Man rührt um, und nach spätestens einer halben Stunde hat sich eine milchähnliche Emulsion gebildet, die den läusetötenden Wirkstoff in feinster Verteilung enthält. Jetzt taucht man Hemd, Unterhose und Strümpfe in die Flüssigkeit, wobei der Wirkstoff aus der Emulsion in die Textilfasern hineinzieht. Nach dem Trocknen sind die Sachen läusefest imprägniert und können angezogen werden. Am Körper entwickelt die Imprägnierung ihre läusetötenden Dämpfe, die auch das Ungeziefer in der Oberbekleidung restlos vernichten und im verlausten Quartier neues Zuwandern von Läusen abwehren. Mindestens für die Zeit des Einsatzes, durchschnittlich etwa drei bis vier Wochen hindurch, ist damit der Soldat durch seine läusefeste Wäsche sicher vor diesen Plagegeistern.

Mit dieser neuen Methode, die einen überaus wichtigen Fortschritt bedeutet und die nur auf Grund eingehender und langandauernder Forschungsarbeit möglich war, wird es in ständig zunehmendem Maße gelingen, eine der unangenehmsten Erscheinungen des Feldzuges im Osten zu beseitigen. *Dr. Hans Ehrlich*

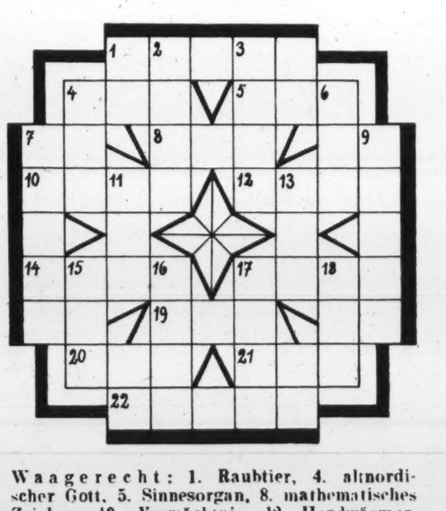
PST! NICHT STÖREN!

Dort sitzt Sabine mit ihrem Heinz, der auf Urlaub da ist. Wer wollte auch an solch einem lauschigen Abend zu Hause bleiben, wo der Mond so schön scheint. Zu Hause guckt derweilen Kohlenklau in den Mond: „. . . und außerdem sparen wir Licht", hatte Sabine zu ihrem Heinz gesagt, als er sie zu ihrer Bank im Stadtpark abholte, „ich will in Zukunft auch nicht mehr so lange abends im Bett noch in meinen Büchern schmökern, sondern mich lieber früher aufs Ohr legen. An dich denken kann ich dann auch im Dunkeln!" Dabei hatte sie ganz verliebt seine Hand gedrückt. Da seht ihr's: auch die Liebe schlägt Kohlenklau ein Schnippchen! Die jungen Mädchen — und sie nicht allein — nehmen den Kampf gegen Kohlenklau mächtig ernst, mit dem Resultat, daß in der Heimat monatlich viele Tausend Tonnen Kohle der Rüstungsindustrie zusätzlich zur Verfügung stehen. Was die Heimat beginnt, muß die Front vollenden. Erst wenn auch sie mitmacht und Kohlenklau um seine Beute bringt durch sorgfältigste Pflege der Waffen und Ausrüstung, für deren Herstellung die Heimat mancherlei Einschränkung auf sich nahm, ist dieser Schuft und Kriegsverbrecher endgültig erledigt.

DIE HEIMAT HAT IHN LÄNGST DURCHSCHAUT.
PASS AUF, DASS ER BEI DIR NICHTS KLAUT!

UNSERE KNOBELECKE

Kreuzworträtsel



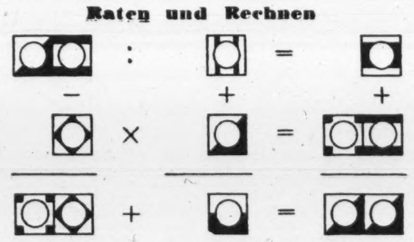
Waagerecht: 1. Raubtier, 4. altnordischer Gott, 5. Sinnesorgan, 8. mathematisches Zeichen, 10. Vermächtnis, 12. Handwärmer, 14. Nebenfluß der Donau, 17. Kosewort für kleinen Jungen, 19. Märchengestalt, 20. Getränk, 21. Anerkennung, 22. Muse. — Senkrecht: 2. Baumart, 3. Teil der Leiter, 4. Zeitmeser, 6. Leumund, 7. Stadt in Thüringen, 9. Geschoß der Naturvölker, 11. Riesenschlange, 13. Nachtvogel, 15. Farbe, 16. Rand eines Gewässers, 17. Zufahrtsstraße zur Ostsee, 18. Schlittenart.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — ad — al — baum — beck — ber — buchs — di — e — ev — fen — flug — fuchs — gelb — ha — i — kampf — kon — la — le — lü — mais — mi — nah — ni — pen — pi — pi — punkt — ral — ro — se — sil — skop — so — sto — ter — treff — va — vi — sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Bismarck ergeben.

Bedeutung der Wörter: 1. Offiziersrang der Kriegsmarine, 2. Gebirgspflanze, 3. Farbton, 4. Handfeuerwaffe, 5. neuzeitliche Verkehrsanlage, 6. Feldherr Wallensteins, 7. Pelztier, 8. Sammelplatz, 9. deutsche Hafenstadt, 10. Heilruf der Italiener, 11. immergrüner Strauch, 12. Projektionsapparat, 13. Art der Kriegführung.

Raten und Rechnen



Jedes Karo bedeutet eine Ziffer, gleiche Karos bedeuten immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die — in die runden Felder eingesetzt — die senkrechten und waagerechten Rechenaufgaben richtig lösen.

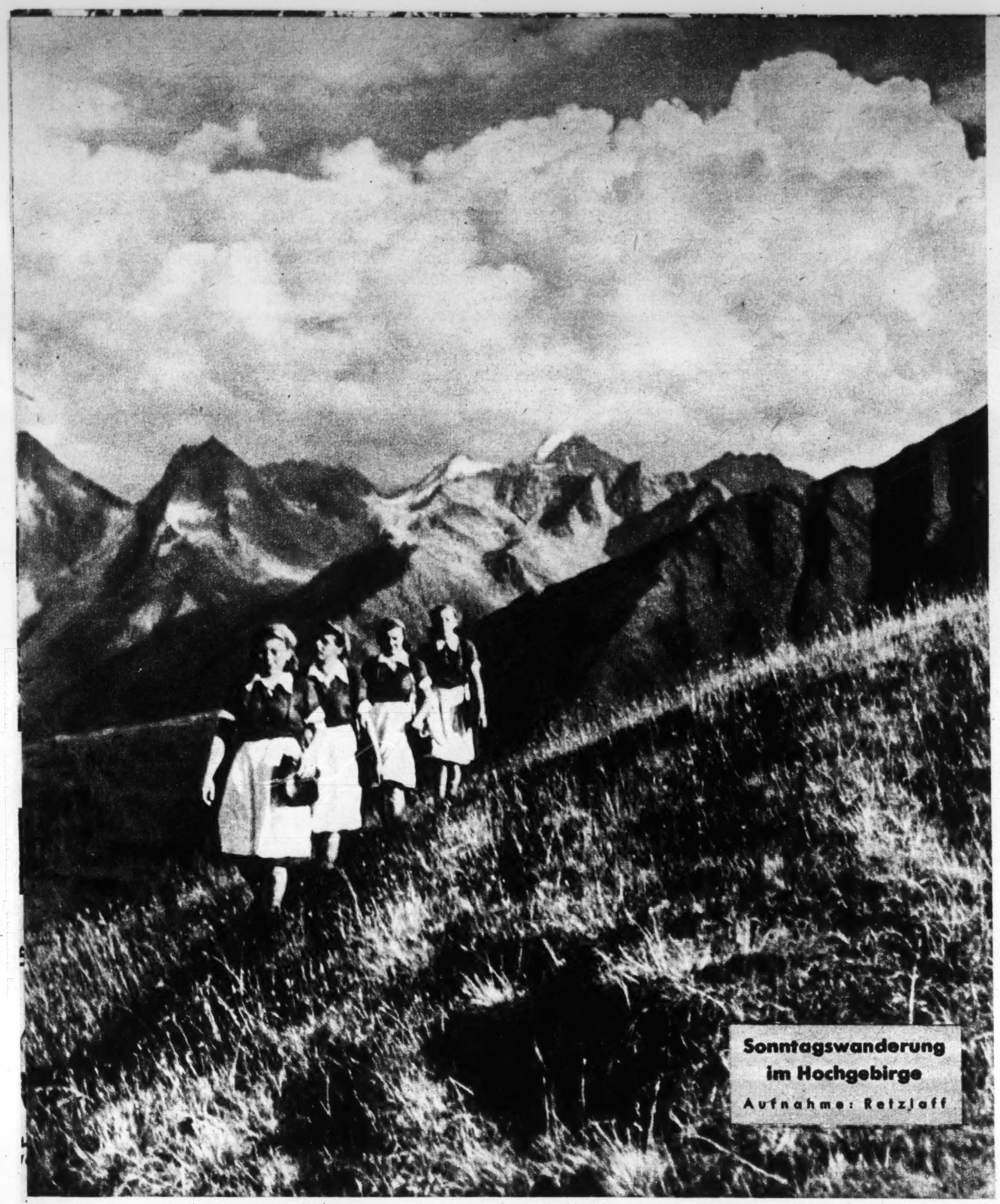
WER HAT'S GERATEN?

Auflösungen aus der vorigen Folge

Silbenkreuzworträtsel: Waagerecht: 3. Kathode, 4. Dekade, 6. Umbrien, 8. Padua, 10. Adebar, 11. Domino, 12. Anis, 13. Demut, 15. Seidel, 16. Terror. Senkrecht: 1. Arkade, 2. Tedeum, 5. Kakadu, 7. Brigade, 9. Adonis, 10. Anode, 12. Adel, 14. Mutter.

Silbenrätsel. 1. Devrient, 2. Eisenach, 3. Minus, 4. Visier, 5. Orchester, 6. Limonade, 7. Känguruh, 8. Iller, 9. Schimpanse, 10. Termin, 11. Safari, 12. Bestie, 13. Emscher, 14. Schandau, 15. Saturn, 16. Elfenbein, 17. Regenbogen, 18. Warthe. — Dem Volk ist's besser, wenn nur einer herrscht!

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Grube, 5. Rekord, 8. Ems, 10. Aalen, 11. Traum, 13. Geier, 14. Ali, 17. Stolle, 18. Denar. — Senkrecht: 1. Griesgram, 2. Reim, 3. Bon, 4. Schneider, 6. Drau, 7. Alma, 9. Stil, 10. Aar, 12. Reis, 15. lila, 16. Boe.



Sonntagswanderung im Hochgebirge

Aufnahme: Retzlaff

WOLFGANG FEDERAU:

Die falsche Nummer

Als damals die Sache mit Ilse zum Schluß gekommen war, ganz plötzlich — war es nicht schon eine Ewigkeit her? Waren diese acht oder zehn Wochen nicht länger, als eine Ewigkeit zu dauern vermag? — Ja, da hatte Jürgen gleich das getan, was er für das Richtigste hielt. Schließlich hatte es sich ja nicht um eine kleine Liebelei, nicht um ein Abenteuer gehandelt, sondern um etwas, was ihn zutiefst aufrührte. Damit wurde man nicht von heute auf morgen fertig, das gab eine Wunde, die nicht so leicht verharschte. Und eben deshalb hatte Jürgen einen radikalen Schnitt gemacht, er hatte sogar seine Wohnung aufgegeben, obgleich er es jetzt ungleich weiter und unbequemer hatte zu seinem Büro. „Das muß sein", hatte er seinem Freund auf dessen verwunderte Frage geantwortet. „Manchmal ist das Messer des Chirurgen das einzige und letzte Mittel, um den Patienten am Leben zu erhalten. Es muß den Krankheitsherd radikal herausschneiden, mit allem Drum und Dran, damit die Geschichte nicht weiterwuchert und zuletzt den ganzen Organismus gefährdet." Und dann hatte er sich des langen und des breiten nochmals über alles ausgelassen; warum es gekommen war und wie es gekommen war, und daß er sich eben getäuscht hätte in Ilse, schrecklich getäuscht. Der Freund hatte still und friedlich zugehört, hatte ab und zu genickt und nicht mit einem Wort widersprochen. Na, Schwamm drüber. Brauchte ja auch keiner zu wissen, wie es in seinem Herzen ausgesehen hatte nach jener großen Auseinandersetzung. Wie es jetzt noch drin aussah nach so vielen Wochen. Trotzdem man sich eingelebt hatte in der neuen Umgebung, mit einer neuen Wirtin, die auch nett war, sehr nett sogar, wie sich Jürgen immer wieder vorsagte. Obgleich sie natürlich mit der guten alten Frau Kliewecker keinen Vergleich aushielt. Aber es war natürlich richtig, daß man ausgezogen war, sehr richtig war es. Die Gefahr war nun nicht mehr so groß, daß man sich begegnete, daß Ilse noch einmal seinen Weg kreuzte. Das war's, wovor Jürgen Angst hatte. Was tat man dann, wie benahm man sich? Sollte man einfach aneinander vorübergehen, fremd und ohne sich zu sehen? So, als ob niemals eine innige Vertrautheit, eine so herzliche Verbundenheit, eine so grenzenlose Liebe zwischen ihnen beiden bestanden hatte? Sollte man das? Konnte man das? Ach, es wäre wohl sehr schwer geworden, und ansprechen — ansprechen konnte er sie doch auch nicht. Es hatte ja keinen Zweck, und man hatte sich nichts mehr zu sagen. Alles, was man sich hätte sagen können, das war damals gesprochen worden, das hatte man sich in steigender Erregung an den Kopf geworfen. Bis dann mit einem Male niemandem mehr etwas zu sagen übrigblieb, bis der Mund verstummte, sein Mund und auch der Ilses, und alles leer und arm und ausgeschöpft war.

‚Es war gut, daß ich fortgezogen bin', wiederholte sich Jürgen immer wieder. ‚Ich hätte es nicht ertragen, immer wieder dieselben Wege gehen zu müssen, die ich so oft, so herrlich oft mit Ilse gewandert bin. Nein, das hätte ich nicht ausgehalten. Und dann die verschwiegenen Winkel, die versteckten Bänke im Park, wo wir gesessen haben, Seite an Seite... Nun daran vorübergehen, allein, und sehen müssen, daß vielleicht ein anderes Paar dort Zuflucht sucht und zärtlich zueinander ist und glücklich ist . . .?'

Übrigens: allein? Pah — hochmütig schürzte Jürgen die Lippen, wenn je dies Wort sich über die Schwelle seines Bewußtseins drängte in den häufigen Selbstgesprächen, die er abends in seinem Zimmer mit sich zu führen pflegte. War er allein? Gar nicht allein war er. Ganz abgesehen davon, daß man in seiner eigenen Gesellschaft immer in bester Gesellschaft ist, da war doch auch noch Alice. Und war Alice nicht ein nettes Mädel? War sie nicht wert, daß ein Mann sie glücklich machte? Er wollte sie heute noch sehen.

‚Es ist eigentlich nicht richtig', dachte Jürgen, ‚sich mit einem Mädchen zu befreunden, das im selben Betrieb arbeitet. Man sieht sich zu oft, es kommt zu Vertraulichkeiten, die sich mit dem Beruf schwer vereinbaren lassen, es ist unvorsichtig und gibt zu Mißdeutungen Anlaß.'

Natürlich, das war immer seine Ansicht gewesen, eine sehr vertretbare, sehr gesunde Ansicht. Aber man soll nicht festhalten an solchen Ansichten, das Leben ist da etwas gewaltiger und fordernder, als die schönste Theorie es zu sein vermag. Man hatte ja auch eine Ansicht gehabt über Ilse, eine sehr angenehme, sehr schöne Ansicht, man hatte sich ein Bild von ihr gemacht, wie sie sei — man hatte sie gewechselt, die Ansicht, und es hatte sich herausgestellt, daß die richtige Ilse, ja, also daß die mit dem Bild, das man von ihr im Herzen trug, nicht allzuviel Ähnlichkeit besaß. Aber es war gut, daß es Alice gab. Es war gut, daß Alice da war, damals, als die Geschichte passierte. Sie hatte immer etwas für ihn übrig gehabt, das hatte er wohl gemerkt. Und sie war wirklich ein hübsches, ein gut zu leidendes Mädchen, sie hatte Verstand, sie hatte Mutterwitz, und das Wichtigste, sie hatte Herz. Hatte sie nicht mit echt weiblichem Instinkt sofort gespürt, daß die Geschichte aus war mit jenem Mädchen, dessen Namen sie nicht einmal wußte, von dem sie nur ahnte, daß es Jürgens Herz in seiner kleinen Hand hielt? Und hatte sie etwa triumphiert über diesen Bruch? Es wäre zu verstehen gewesen — sie hätte sich dafür rächen können, daß Jürgen sie durch Jahre kaum beachtet hatte. Aber sie hatte verzichtet auf diesen leichten und menschlich verständlichen Triumph. Sie hatte versucht, ihn zu trösten.

Das war ihr gelungen. Er war über die Sache weggekommen, die schmerzte kaum mehr, man konnte an sie denken, ohne daß es einem feucht in die Augen stieg. Das alles verdankte man Alice.

‚Ich werde sie anrufen', dachte Jürgen aufstehend. Sie soll sich besonders hübsch machen, sie soll ihr schönstes Kleid anziehen. Ich will auf eine nette Art mit ihr ausgehen, alles will ich tun, was sie haben, alles ihr zeigen, was sie sehen will. Sie hat's wohl um mich verdient.'

Er stand auf. Mit zwei, drei Schritten war er am Schreibtisch, nahm den Hörer von der Gabel, drehte an der Nummernscheibe.

Da meldete sich jemand. „Malchow", nannte Jürgen seinen Namen. „Ich . . ."

Aber er kam nicht dazu, weiterzusprechen. „Ach, Jürgen", wehte eine Stimme durch den Äther zu ihm herüber, eine so süße, so zärtliche Stimme, eine so vertraute Stimme. „Endlich . . ., endlich. Weißt du, all die vielen, vielen furchtbaren Wochen habe ich auf deinen Anruf gewartet. Ich habe mir gedacht: einmal, da wird er erkennen, daß er im Unrecht war, da wird er einsehen, wie weh er mir getan hat, und dann ist alles wieder gut. Einmal kommt er zu mir zurück, denn wir . . . wir lieben uns ja doch, Jürgen, nicht wahr?" Jürgen stand in der Einsamkeit seines Zimmers, und er, der große, starke und robuste Mann, er zitterte wie ein Kind, das vor dem Dunkel Angst hat.

„Ja", erwiderte er heiser, „ja, Ilse . . ., jetzt wird alles wieder gut."

„Komm", bat Ilse. „Bitte, komm gleich. Ich erwarte dich. Wir werden . . ., wir werden ganz allein sein, und wir werden uns bei den Händen halten und sehr, sehr glücklich sein. Ich habe mich ja so nach dir gesehnt. Nach deinem Lächeln, nach deiner Nähe."

„Ich bin gleich da — gleich, hörst du, Ilse?" schrie Jürgen. Und dann, als drüben der Hörer aufgelegt wurde, starrte er mit verwirrten Blicken vor sich hin. Ein Wunder? Nein, ein Wunder war es natürlich nicht, daß er aus der Gewohnheit zweier Jahre heraus Ilses Nummer gewählt hatte. Die falsche Nummer? Nein — die richtige Nummer.

‚Nun muß ich wohl Alice sagen, daß ich keine Zeit habe, heute', dachte er. ‚Daß ich nie mehr Zeit haben werde für sie. Sie tut mir leid, schrecklich leid.'

Es war die einzige Wolke, die an dem Himmel seines Glückes hing. Aber konnte sie von Dauer sein, konnte sie ihn bedrohen, jetzt, wo Ilse auf ihn wartete . . .?

Verlagsleiter: Maximilian Künzner (im Wehrdienst), i. V.: Georg Macknow, Berlin, Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel (im Felde), Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht, Berlin. Verlag: „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25. Fernruf: 174721, Postscheckkonto Berlin Nr. 382, Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH, Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25

Orest rettet ein Mädchen

VON JO HANNS RÖSLER

Es war einmal! Diesen märchenhaften Anfang wähle ich bewußt, denn ich kann mich nicht verbürgen, daß diese Geschichte wahr ist. Ich kann sie nur erzählen: In Berlin war es. Gleich hinter dem Schloß, an der Spree. Dort stand an der Ufermauer ein junges Mädchen und starrte finster ins Wasser.

„Brr!" machte es, „Brrr! Brrrrr!"

Wenn Menschen allein sind, stoßen sie nur Töne aus. Mit Worten hätte sich das Mädchen ungefähr so ausgedrückt:

„Kinder! Kinder! Ist das Wasser kalt und grauslich! Wenn ich nur einen Ausweg wüßte — aber ich weiß keinen Ausweg — mir bleiben nur noch zehn Stunden — dann muß es sein — hätte ich doch nicht! So eine verdammte Dummheit!"

Nun kam ein netter junger Mann des Weges daher. Orest hieß er und sah aus wie ein junger Zeus.

„Ahoi!" rief er, als er das junge Mädchen sah.

Das Mädchen fuhr aus seinen Sinnen. Die Laterne warf ihren Schein auf sie. Ein traumhaftes Gesicht. Blaue Augen, blonde Haare. Ein roter Mund.

„Mich schaudert's!" sagte das Mädchen.

„Vor mir?" fragte Orest.

„O nein! Vor dem Wasser da unten!"

„Was kümmert dich das Wasser? Komm, laß uns gehen!"

„Das ist nur ein Aufschub!"

„Ein Aufschub?"

„Morgen früh stürze ich mich hinein!"

Orest dachte, das gibt sich. Aber es gab sich nicht. Drei Stunden redete er schon auf das Mädchen ein. Jetzt küßte er sie gar.

„Liebst du mich?"

„Ich liebe dich, Orest!"

„Bleibst du bei mir?"

„Bis morgen früh!"

„Und dann?"

„Stürze ich mich in die Spree!"

„So eine Dummheit!" rief Orest zornig, „du bist jung, du bist hübsch. Die Männer verzehren sich nach dir — warum sollen dich die Fische verzehren?"

Das junge Mädchen seufzte: „Es muß sein. Ich kann nicht anders."

Orest griff sich an den Kopf. Wohin hätte er sich auch sonst greifen sollen! Über so viel Unvernunft! Tausend schöne Worte fielen ihm ein.

„Ich werde dich heiraten!" rief er, „ich bin reich, ich bin ledig, ich liebe dich! Jede Woche gehen wir einmal ins Kino! Und Kinder bekommst du, wie viele du willst! Alle zwei Jahre mindestens drei! Deine Kinder werden weiße Kleider tragen. Mit himmelblauen Schleifen! Wir nennen sie nach dem Abc: Anna, Bella, Cora, Dida, Evi die Mädchen, Fritz, Georg, Hans, Jürgen und Karlemann die Jungens! Und jeden Sonntag gibt es Schnitzel! Mit Kartoffelsalat! Na, was sagst du jetzt?"

„Wunderbar!"

„Na also!"

„Hast du auch eine Wohnung?"

„Eine Wohnung? Eine ganze Etage! Ein Haus!"

„Ein Haus?"

„Es hat drei Zimmer!"

„Und einen Garten?"

Orest nickte: „So groß, daß man von hüben nicht drüben über den Zaun spucken kann!"

Da fiel ihm das Mädchen selig um den Hals und küßte ihn, daß die Laterne schwankte. Orest schnaufte auf. Der Selbstmord war verhindert. Gott sei Dank!

„Bist du jetzt vernünftig?"

„Ja, Orest!"

„Wir heiraten?"

„Wir heiraten!"

„Dann brauchst du also morgen früh nicht ...?"

„Doch. Morgen früh stürze ich mich in die Spree!"

„Das ist ja heller Wahnsinn!"

„Warum, Orest?"

„Du kannst doch nur heiraten oder dich ins Wasser stürzen! Entweder das eine oder das andere!"

„Nein. Eines nach dem anderen!"

„Das verstehe, wer will!"

Das junge, hübsche Mädchen schmiegte sich zärtlich an Orest.

„Sieh, Orest!" sagte sie, „mir bleibt kein anderer Ausweg. Ich muß mich morgen früh in die Spree stürzen. Ich bin nämlich Favoritin des Schwimmklubs „Nixe", und wir haben morgen früh Schauschwimmen quer durch Berlin."

DONDO:

Lotti – meine PANZER-BRAUT

Lottis erster Bildgruß von ihrem neuen Arbeitsplatz in einem Panzerwagenwerk! „Ist sie nicht reizend?" fragt stolz ihr Panzerfreund, der Obergefreite Heinrich

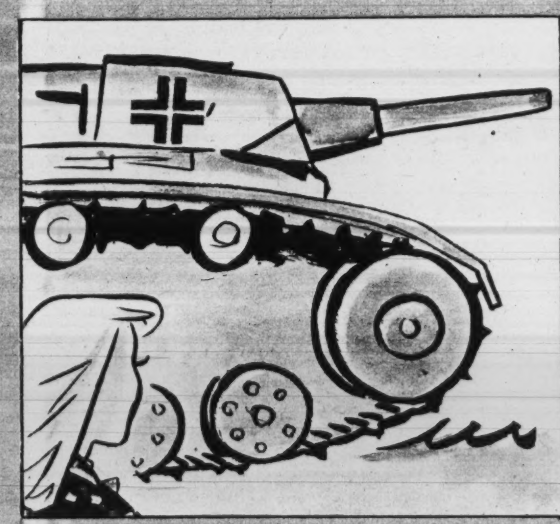
Am Sonnabend stand Lotti zum erstenmal am Schweißapparat. Der Schutzschirm vor dem Gesicht gefiel ihr. Wäre das nicht eine Idee . . .?

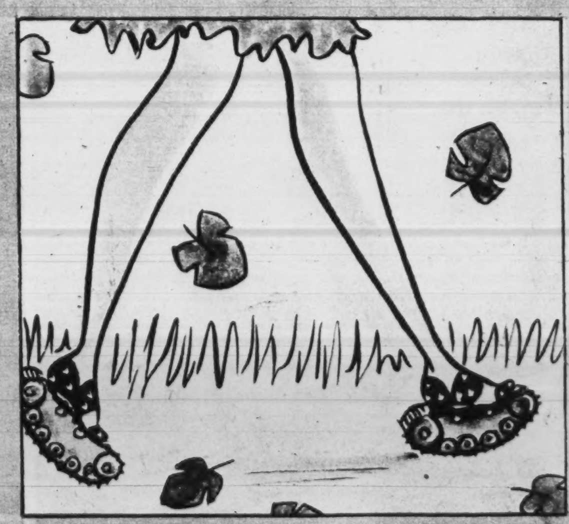
Am Sonntag trug sie ein neues Hutmodell. Heinrich, dem sie das Bild ins Feld schickte, hat Bedenken: „Wenn ich sie nun mal küssen will . . .?"

Lotti im rückwärtigen Dienst. Sie kann es einfach nicht sehen, daß ihre Arbeitskameraden im Werk mit zerrissenen Hosen 'rumlaufen

Für jeden Werkkittel das persönliche Muster! Lotti sah einen Farb-Spritzapparat im Werk und hatte sofort eine ihrer berühmten Ideen

Panzerbraut von Kopf bis Fuß: so „panzert" sie durch die Gegend

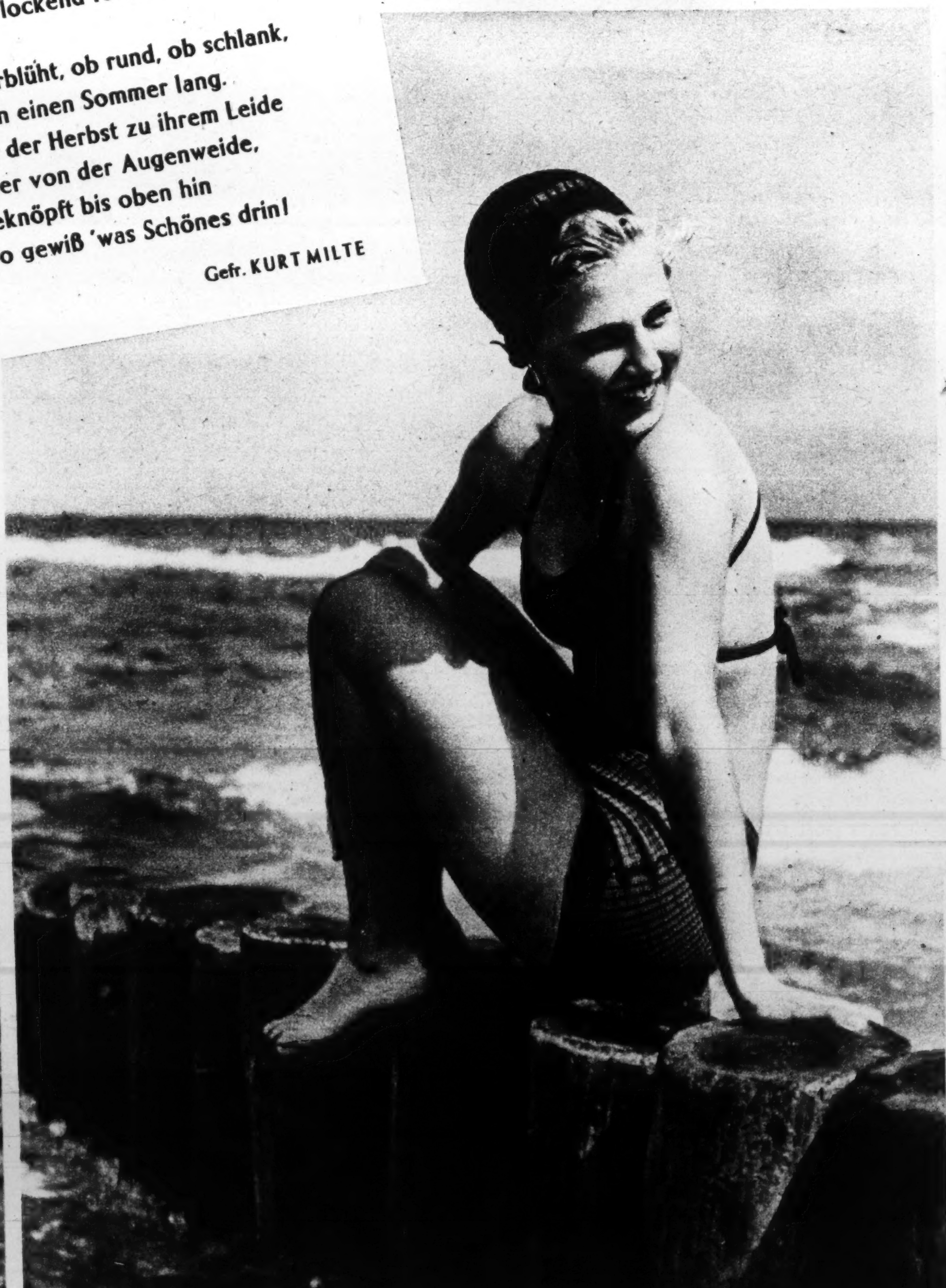




Sommer ade!

Was hält die liebe Sommerzeit
An Schönem doch für uns bereit!
Wenn alles prangt in Saft und Fülle,
Dehnt sich der Mensch in seiner Hülle,
Er sprengt die Spinnstoff-Außenhaut
Und zeigt sich so, wie er gebaut.

Was da der Mann zu sehen kriegt,
Das stimmt ihn aufgeregt-vergnügt,
Denn Wahrheit ist's: all das, was leiblich,
Entzückt am meisten, wenn es weiblich,
Und wenn es da, wo man's gewohnt,
So recht verlockend formbetont.

Was froh erblüht, ob rund, ob schlank,
Genoß man einen Sommer lang.
Nun treibt der Herbst zu ihrem Leide
Die Männer von der Augenweide,
Und zugeknöpft bis oben hin
Bleibt, wo gewiß 'was Schönes drin!

Gefr. KURT MILTE